

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 3 (1947)

Artikel: Das Schanfigg

Autor: Metz, Christian

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS SCHANFIGG

Von Christian Metz

I.

Ein Teil des recht bedeutenden Verkehrsstromes, der sich während der Sommermonate dieses Jahres in unsere Bündner Täler ergoß, hat den hochgelegenen Kur- und Sportort Arosa besucht und dabei wohl nur flüchtige Bekanntschaft mit der wildromantischen Talschlucht machen können, die die rätische Kapitale mit dem weitbekannten Fremdenort verbindet. Wer sich auch vom schmalspurigen und bedächtig fahrenden Talbähnlein in knapp anderthalb Stunden aus der alten Bischofsstadt von 586 auf 1742 m ü. M. in den Kurort Arosa tragen läßt oder mit dem Auto über die 32 km lange Talstraße zu einer eigentlichen Prüfungsfahrt startet und nach gut 300 Kehren, Stichen und Überwindung mancherlei Hindernisse den Talkessel von Arosa, der einstigen «Wildnus», wie sie Nic. Sererhard um 1749 sah, erreicht, wird gerne annehmen, daß dieses Bergtal Schanfigg («Schalfigg» heißt es auch in einer Zürcher Wappenrolle) seinen Namen von «scana» (Wald) und «vicus» (Dorf) erhalten hat. Ebenso berechtigt scheint ihm gewiß auch die Deutung, daß dieses scana = scava den gewaltigen Graben bezeichnen möchte, der sich von Sassal durch eine eigentliche Felsschlucht bis Lüen und dann weit weniger wild durch das ganze Tal bis nach Langwies hineinzieht. Daß Historiker in der ältesten lateinischen Bezeichnung des Tales mit «Scanavicus» eine «valli scanabica» = Hanftal sehen wollten, leuchtet heutzutage weit weniger ein als noch vor Jahrzehnten, da der Hanfanbau im Schanfigg bis Peist hinein ganz bedeutend war. Nun, wer in möglichst kurzer Bahnfahrt — tief unter den Dörfern vorbei — nur die Schluchten und Felsen, Wälder, Wiesen,

Weiden und Äcker sieht oder im Auto die Dörfer durchrast, mag sich um die richtige Deutung des Namens Schanfigg nicht kümmern. Auch wir fühlen uns dazu nicht berufen und wenden unsere Aufmerksamkeit einer kurzen Betrachtung der Landschaft zu, versuchen, in wenigen Strichen den Schanfigger Typus zu skizzieren, auf die kulturellen und wirtschaftlichen Faktoren, die seine Lebenshaltung bestimmen und formen, hinzuweisen, folgen ihm auf seine Arbeitsstätten, nehmen teil an seinen Mühen und Sorgen, sind bei seinen spärlichen Festlichkeiten zu Gaste, achten seiner markigen und bildhaften Sprache und lauschen seinen Erzählungen und Sagen.

II.

Dem Wanderer, der etwa vom prachtvoll gelegenen Berggut «Boden» auf dem Plateau von Medergen einen Blick auf das sich von Südosten nach Nordwesten ziehende Tal der Plessur wirft, bietet sich ein Bild starker Gegensätze, mannigfaltigster und abwechslungsreichster Gestaltung, ein Bild, in dem das dunkle Grün ausgedehnter Wälder vom hellen Grau steilster Rüfen und Risse unterbrochen wird; dem stotzig abfallenden Berghang im Süden liegt die weit weniger steil aufstrebende und bis auf den Grat mit würzigem Gras bewachsene Berglehne im Norden gegenüber. Da rauscht tief unter ihm der aus dem Bergkessel von Arosa herunterspringende Aroser Bach, vereinigt sich bei Langwies mit dem ebenso wilden Bach aus dem Sapün und dem nicht weniger ungebärdig scheinenden Fondeier Bach zur Plessur, um gemeinsam das seit Jahrtausenden begonnene Werk der «Felsenfresserei» weiterzuführen. So schießt und poltert das Wasser dahin, tief unter den Dörfern und der Bahnlinie, und wenn an einem heißen Sommertag — wie am 1. Juli 1946 — schwarzgelbe Wolken über den Bleisstein herüberziehen und anhaltende Regen- und Hagelschauer in das Tal fallen lassen, dann wird die Plessur zur Schwerarbeiterin. Aus den Töbeln beidseits des Tales stürzen die zu reißenden Wassern gewordenen Bäche herunter und tragen ihr mächtige Steine, ganze Stämme, halbe Brücken und Wahrteile zu und leisten in Stunden mehr als sonst in Jahren. Ein alter Peister wußte anfangs dieses Jahrhunderts zu erzählen, daß sich sein Vater erinnerte, das Gründjitobel mit Hilfe eines Brettes überschritten zu haben.

Heute nun scheint der schmale, weißschäumende Bergfluß in friedlicherer Laune dem Talausgange und dem Rhein zuzustreben, und der Wanderer freut sich am prächtigen Anblick, den ihm ringsum die das Schanfigg begrenzenden Bergketten bieten. Im Westen, wo das Tal mit einer schmalen Furche offenliegt, steigt der Grenzgrat rechter Hand über die Maladerser Heuberge zum Montalin, dem westlichsten Stützpunkt der Hochwangkette, auf, führt über den zum Teil leicht begehbaren Schiefergrat zum Hochwang, zum Bleisstein, Mattlischorn bis zur Langwieser Weißfluh und trennt das Tal vom Prätigau. Zur schneefreien Zeit findet der rüstige Wanderer eine ganze Reihe von Übergängen, die eine Verbindung mit den Prätigauer Dörfern gestatten, während sich der weniger ortskundige Skitourist zur Winterszeit unbedingt auf die Markierung über die Arflina oder am Mattlischorn vorbei in die Fideriser Heuberge verlassen sollte. Wanderungen oder Skifahrten führen von Langwies aus durch das prachtvolle Hochtal Fondei wie auch durch das seiner eigenartigen Gestaltung wegen recht reizvolle Sapüner Tälchen ins weite Parsenngebiet, wobei man allerdings nach Schneefällen die Warnungen der Einheimischen nicht in den Wind schlagen darf.

Ein reger Verkehr aus den Schanfigger Dorfschaften über den Berg hinüber und umgekehrt fand — soweit man sich zu erinnern weiß — kaum statt. Aber was Pfarrer Truog in seinem prächtigen «Jenazer Heimatbuch» über den Opferstein auf Arflina zu berichten weiß, geht auch die Schanfigger an und soll erwähnt werden. Er schreibt: «In uralter Zeit war der Verkehr aus dem Mittelprätigau über Arflina unzweifelhaft ziemlich rege. Ein Zeuge dieser ältesten Zeit, der einzig sichere, den ich kenne, ist der Opferstein auf Arflina. Dort kamen zu ihren Festen unsere heidnischen Vorfahren von diesseits und jenseits des Mattlischorns etwa zur Zeit der Sommersonnenwende zum Opfern mit nachfolgendem Tanz und ausgelassenen Schmausereien zusammen. Der Stein stand weithin sichtbar droben auf dem Grat. Da wurden Opfertiere in Menge geschlachtet, daß die Schale in der Steinmitte vom Blute überlief. Weithin wogte der Geruch der verbrannten Eingeweide, der Häute, Knochen und des Fetts, während sich die feiernde Menge am Fleisch erlabte und das Jungvolk in der Nähe, vielleicht auf der «Tanzlaube» ob dem Glurnersee, sich mit Spiel und Tanz vergnügte. Vergangene Zeiten! Nichts mehr ist geblieben als der von seiner Höhe heruntergestürzte Opferstein und die Tanzlust der Jugend, die sich droben auf Arflina zum Heubergsonntag sammelt.» Ja, auf diese Fröh-

lichkeit beschränkt sich heutzutage der Verkehr über den Berg hinüber. Die alten Schanfigger besaßen etwas mehr Unternehmungsgeist, wird doch erzählt, daß sich in früheren Jahren ledige Burschen, einzeln oder in Gruppen, zu samstäglichen Hengertreisen nach Furna oder Conters aufmachten.

Allnä ischs schetzi nid äso leid gangä wia selbäm Peischter Purscht, der amal zur a Furnäri z Hengert het wellä. Schi het offabar kei großi Freud ama khann. Dasch nid be-ima se-in müassi, hedschma angascht gmacht vor dä ungschlachtä Furner Pürscht und mä angratä, är soll schi im Schwe-ischtall verschteckä, schi wellmä denn rüafä, wenn di Grabär verbe-i se-iend. Är ischt denn di ganz Nacht in däm Loch blibä, well dia Meitjä liabär mit dä Furner dürgnächtlät het as mit däm Übärbärglär, wiä mä dä Schalfiggär dert gseit het. Am Morgäd hedschnä ingladä, widerum z chon, wenns mä da gfallä hei.

Well umkehrt au gfahrä ischt, sägänd di Davaser: di leidä Wättär und di böschä Wibär chomend alli usäm d Schalfigg.

Sind die sich bis an den Grat hinaufziehenden Heuwiesen das Charakteristikum für die Hochwangkette, so bietet die mit der Weißfluh beginnende und über die Strela- und Rothornkette fortführende Reihe trotziger Kalksteinwände mit den vielen Geröllbändern ein ganz anderes Bild. Sie begrenzen das Schanfigg gegen das Landwasser-, das Albula- und das Churwaldner Tal. Das Weißhorn endlich schließt den in der Richtung Nordost–Südwest liegenden Bergkessel von Arosa nordwärts ab und läßt zugleich seine waldreiche und steil abfallende Nordflanke die Südgrenze für das Mittel- und Vorderschanfigg bilden. In ihr klafft eine fürchterliche Wunde, die den Hang auf der Höhe von Molinis gut 800 m hoch aufreißt. Es ist die Rungsrüfe, deren Verbauung einen Kostenaufwand von vielen Millionen erfordern würde und die deshalb in ihrer Erosionsarbeit nicht gehemmt werden kann. Nach einem Regenfall bietet sie mit ihren scharfen und sauber ausgewaschenen Runsen, ihren Kegeln und Gräten ein Bild beklemmender Schönheit. Wie viele Schulen haben an ihrem Fuße eindrücklichen Anschauungsunterricht betrieben?

Das Wahrzeichen der das Tal nach Osten wie eine Kulisse abschließenden Bergkette ist die tiefe Strelapäßmulde, die seit ältester Zeit her die kürzeste Verbindung von Chur über Davos ins Unterengadin und ins Österreichische gestattete. Sie wies den von Davos herkommenden Walser Kolonisten den Weg ins Sapün und Fon dei, während die Maienfelder Furka freie Walser die Aroser Wildnis finden ließ. So ist die

erste politische Zugehörigkeit Arosas zur Gemeinde Davos verständlicher als die kirchliche zu Obervaz, die freilich recht bald durch den Anschluß an die Langwieser Kirchgemeinschaft abgelöst wurde, eine Bindung, die auch nach dem Bau der Aroser Kapelle (1493) nicht aufgehoben wurde.

Während die sich aus verschiedenen Schieferarten aufbauende Hochwangkette mit ihrer höchsten Erhebung — dem Hochwang — nicht über 2535 Meter hinauskommt, beginnt die Weißfluh-Kalkwand die Ost-Südostkette mit 2848 m. Sie findet ihre höchste Spitze im Aroser Rothorn (2975 m), das einen unvergleichlich prachtvollen Rundblick in die ganze Hochgebirgswelt — soweit das Auge zu schauen vermag — gewährt. Das Aroser Berggebiet darf sich zu den mit Naturschönheiten reichbeschenkten Gegenden der Schweiz zählen und läßt den Bergwanderer über den Carmennapaß ins sagenreiche Urdentälchen, über das Urdenfürkli nach der Lenzerheide, über die Alteiner Furka und die Furcletta in das Landwasser- oder Albulatal gelangen. Als einer der allerschönsten in unseren Bündner Bergen darf der von Maran über den Roten Tritt und die Ochsenalp nach Tschiertschen führende Weg gelten, der zahllose und sich ständig verändernde Ausblicke in das rechtsseitige Talgebiet vermittelt.

Tschiertschen und Praden gehören wohl geographisch zum Schanfigg, sind aber politisch dem Kreis Churwalden verbunden.

III.

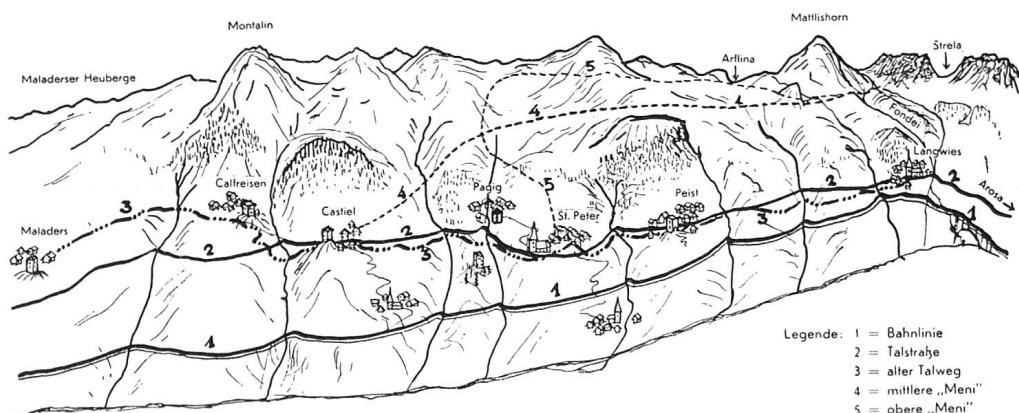
Es wird angenommen, daß das Schanfigg von Chur her durch Rätoromanen bevölkert wurde. Ihnen sind demnach — hoch an der rechten Talseite — die Dorfsiedlungen von Maladers, Calfreisen, Lüen, Pagig, St. Peter und Peist zu verdanken, wohl auch das tief unter St. Peter, am Rande einer schmalen Talsohle liegende und die Dezembersonne gänzlich missende Molinis. So ist nicht verwunderlich, daß wir im Vorder- und Mittelschanfigg — bis zum Frauentobel zwischen Peist und Langwies hinein — fast lauter romanische Flurnamen finden.

Etwas anders ist es vermutlich mit Langwies gewesen, wo wir — ähnlich Arosa — einen Besiedlungskern romanischer Sprache in der tiefsten Lage vermuten. Er dürfte dann durch die die oberen Regionen urbarisierenden Walser verdrängt worden sein und deutschsprachige Flurnamen erhalten haben. Sie lauten nicht wie: Arsass, Bardäls, Cuora,

Gamial usw., sondern: Medereggun, Gretenegga, Reckholdern, Syta, Schluocht, Haupt und viele andere mehr.

Wohl zum Schutze des einst durchgehenden Transitverkehrs über den Strela nach Davos sind von Maladers bis Langwies sieben — meist nur aus einem Turm bestehende — Kastelle errichtet worden, deren Entstehungszeit vor das Jahr 1000 gesetzt werden dürfte. Sie wurden vom einheimischen Adel bewohnt, der sich nach dem Namen des Turmes schrieb und im Dienste des jeweiligen Talherrn stand. Die ersten urkundlich nachweisbaren Inhaber des Tales waren die Bischöfe von Chur, welche dieses Gebiet als Lehen aus österreichischer Herrschaft erwarben. Aus bischöflicher Hand ging es mehrmals an andere Lehensherren weiter, so an Rudolf und Ursula von Werdenberg, die es 1353 an Friedrich von Toggenburg verkauften. Auch die Grafen von Montfort und einer aus dem Hause Mätsch sind Besitzer des Tales gewesen. Als das eigentliche historische Datum darf für das Hochgericht Schanfigg (Gerichte St. Peter und Langwies) der 27. Juli 1652 gelten, brachte dieser Tag doch — nach der Schreckenszeit der Bündner Wirren — den Loskauf von Österreich. Der Kaufpreis betrug 21 500 fl. So konnte im folgenden Jahre — also 1653 — die erste «freie» Bsatzig gefeiert werden. Aller Lasten und Verpflichtungen ledig wurden die Talleute 1665, als der Bischof Ulrich von Chur ihnen alle seine dortigen Lehen und Zinsen verkaufte. Lassen wir die sieben Türme aus der Feudalzeit für einen Augenblick vor unserem geistigen Auge erstehen, so sehen wir — im äußeren Dorfteil von Maladers stehend — den gleichnamigen Turm (im Volksmund Bramberg genannt), am Südrande von Calfreisen den Turm Bernegg, der im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts in den Besitz einer aus dem Fondei stammenden Familie Sprecher überging. Taleinwärts und jenseits der wildgähnenden Felschlucht vor Castiel erhebt sich auf dem gegen die Schlucht steil abfallenden Hügel ein Castellum, das dem Dorf den Namen gegeben hat. Das vornehmste Schanfigger Geschlecht, die Ritter von Unterwegen, hatten ihren Stammsitz auf dem mit Nadelholz bestandenen Hügel, der sich zirka 200 m unterhalb der Talstraße talauswärts St. Peter erhebt. Mit seinem rechteckigen Grundriß entsprach der Turm Unterwegen (Summerau) in der Bauart dem zu Maladers und Bernegg. Zuoberst im Dörfchen Pagig steht der Turm der Edelknechte von Buwix, und hart an der Talstraße beim Dorfeingange von St. Peter erhebt sich der gleichnamige Turm, der im 15. Jahrhundert anlässlich einer Kirchenrenovation zum Glockenturm umgebaut wurde. Der letzte Turm auf

der rechten Talseite steht unterhalb des Dorfes Peist, Stammsitz der einstigen Edelgeschlechter v. Peist und v. Schanfigg. Ist von den Türmen zu Castiel, Unterwegen, Pagig und Peist auch nicht eine Spur mehr sichtbar, so blieb der zu Maladers bis ins erste Stockwerk hinauf erhalten; die Ruine Bernegg ist noch weithin sichtbar, und der Turm St. Peter durfte gar in kirchliche Dienste treten.



Die ehemaligen und die heutigen Verkehrswwege

IV.

Aus dem Standort der sieben Türme im Schanfigg, die wohl den Transit über den Strela zu sichern hatten, darf geschlossen werden, daß sich der damalige und spätere Verkehr auf einer Höhenlinie abspielte, die im wesentlichen von der in den Jahren 1872—1874 erbauten Talstraße eingehalten wird. Wenn wir uns den Verlauf des alten Talweges von Chur bis Langwies hinein vergegenwärtigen, können wir die Erleichterung, die für die Bevölkerung mit dem Bau der Straße eintrat, ermessen, wennschon die große Zahl der zur Arbeit einrückenden Italiener den Schanfiggerinnen einen beängstigenden Eindruck machte. *Ach me-in Gott, wia im Kriag*, wurde etwa gejammert.

Ein Vergleich der Anlage von Saumweg und Talstraße ergibt ungefähr folgendes Bild: Während die Straße in gleichmäßiger Steigung und vielen Kehren vom Hof weg an der Halde emporsteigt, unterhalb des Dorfes Maladers durch den Saxerwald in das Calfreiser Tobel und ziemlich tief unter dem Dorf Calfreisen dem Schloßrain entlang ins

Castieler Tobel (teufe Tobel) nach Castiel führt, kletterte der alte Weg, hinter St. Luzi beginnend, steiler zum Brandacker hinauf und gelangte hinter der «Tuma» über Sellis ins Dorf Maladers. Von hier weg hielt er sich immer höher als die Straße und erreichte nach Überwindung des Calfreiser Tobels das Dorf, fiel dann in wenigen Kehren ganz steil ins Tobel ab, um wieder fast ebenso steil — am «Totenbrünneli» vorbei — nach Castiel zu führen. Weg und Straße haben hier die

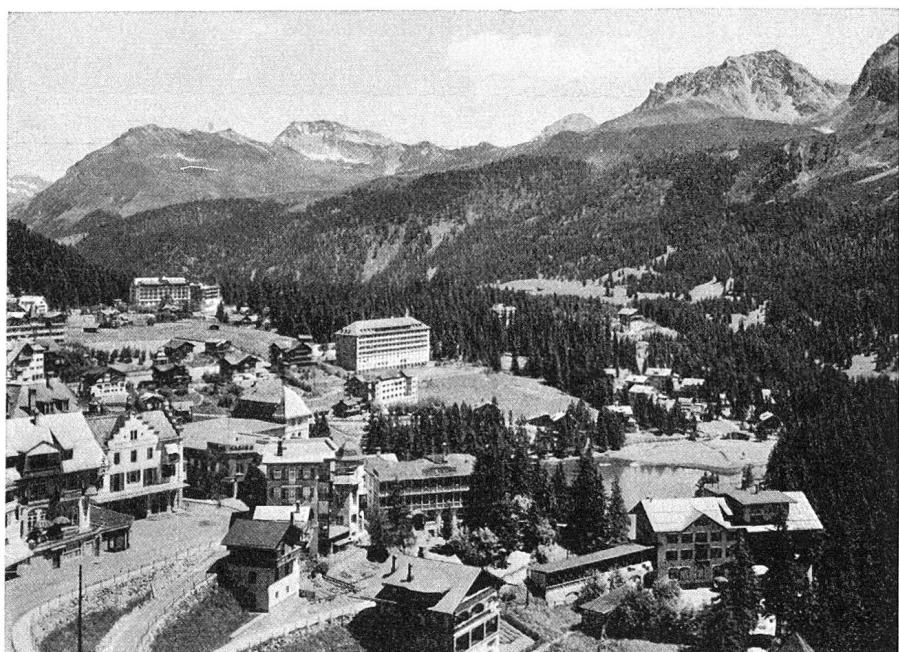


Beim Postplatz Arosa vor 1890 . . .

größte Steigung hinter sich, bis Langwies geht's nur noch 170 m höher, wobei die Straße diese Arbeit zwischen St. Peter und Peist leistet. Der Weg trieb das abwechslungsreiche Auf und Ab mit kleineren Ausschlägen weiter; bald über, bald unter der Straße stach er in die Tobel hinein und erreichte Langwies etwas oberhalb des heutigen Bahnhofes.

Daß dieser Talweg nicht viel mehr als dem Fuß- und Pferdesaumverkehr dienen konnte, ist begreiflich. Das gelegentliche Befahren mit der «Zweiräder-Karrette» verlangte alle Sorgfalt. Ein Hans Padrutt übernahm ungefähr um 1750 den Pagiger Postdienst, der annähernd 200 Jahre in der Familie Padrutt blieb. Sie besorgte den Saumdienst für

schwerere Frachtstücke von Chur bis St. Peter-Pagig bis zum Straßenbau. Daß sie zu dieser Aufgabe auch noch Postsäumerdienste über die Lenzerheide ins Engadin und zurück übernehmen konnte (bis zum Bau der Albulastrasse), wirft ein Licht auf den sehr bescheidenen Warenverkehr ins Schanfigg. Der letzte Säumer aus dieser Familie war ein «Chrischta Padrutt», ein riesenhafter Mann, der als stärkster Schanfigger galt. Es wird verbürgt, daß er Sattel samt Last (zwei «Legelen»



... und heute

mit je 50 l Wein) vom Pferd hob und dem Frachtbezüger ohne Hilfe in das Haus getragen hat. Ebenso erzählt die Überlieferung, daß er einst einen schöngeformten Stein von annähernd 300 kg aus einem Bach vor seinen Stall getragen hat. Dieser Stein wird heute noch in Pagig gezeigt.

Vergegenwärtigen wir uns, daß der alte Saumweg durch das Tal hinein oft durch Rüfen und Erdschlipfe verschüttet wurde, so wollen wir gerne glauben, daß der Warentransport für Menschen und Tiere im besten Falle beschwerlich war. Und doch gab es noch in den sechziger Jahren Personen, die für kargen Lohn Lebensmittel von Chur ins Tal hinein brachten. Die Brüder Basig von St. Peter trugen dreimal wö-

chentlich für einen Gulden (Fr. 1.70) einen Sack Mehl (75 kg) von Chur nach St. Peter. Aber auch von einer Frau weiß man zu erzählen, die dasselbe Gewicht mehrmals über die gleiche Strecke getragen habe. Daß der Postbotendienst (Chur bis St. Peter und St. Peter bis Arosa) über den alten Talweg kein Spaziergang war, ist klar. Allerdings kam der Träger mit einer Waidtasche aus, obschon der «äußere» Bote die Post für das ganze Tal nach St. Peter hinein zu tragen hatte. «Nebenamtlich» und ohne Entgelt war von beiden Boten gewiß auf jeder Tour der private Kundendienst zu erfüllen. Für die Bevölkerung war es selbstverständlich, daß die mündlichen Mitteilungen an Verwandte und Bekannte ausgerichtet wurden. *I ham-ä empottä*, hieß es dann. Heute haben wir dafür Papier, Drucksachen und das Telephon.

Arosa, das im Jahre 1880 nur 54 Einwohner zählte, im gleichen Jahre aber auch das erste Sanatorium entstehen sah, blieb bis 1890 auf den Saumweg ab Langwies angewiesen. Für diesen seit 1880 fast in amerikanischem Tempo aufblühenden Ort war der Bau der Straße wirklich kein Luxus mehr. Ihre Anlage entspricht weitgehend derjenigen des Saumweges, wenn sie auch die starke Steigung von Litzirüti an mit mehr Kehren überwindet und Arosa beim Obersee erreicht, während der alte Weg zum Untersee führte.

Die äußerst rasche Entwicklung Arosas ließ dann aber recht bald auch Bahnprojekte entstehen und von 1912—1914 eines verwirklichen. Es ist die Bahn Chur—Arosa. Tief unterhalb der Dorfsiedlungen — Molinis ausgenommen — hat sie mit zahllosen Kehren, durch 19 Tunnels und über viele Brücken einen nicht überall sicheren Weg gefunden und damit einen kühnen Traum verwirklicht, aber mit ihrer Anlage die Erwartungen der Talgemeinden nicht restlos erfüllt. Das graue und in neuester Zeit auch rote oder grüne Bähnlein, das — etwa vom Roten Tritt aus gesehen — gleich einer Raupe das Tal auf und ab «kriecht», hat die Fahrzeit von Chur nach Arosa auf knapp 1½ Stunden reduziert und damit das Aroser Verkehrswesen entscheidend und wohl auch ausreichend modernisiert. Den äußeren Schanfigger Gemeinden — bis St. Peter —, die beim Bahnbau auch gar stiefmütterlich bedacht wurden, bringt nun der gelbe Postwagen die «direkte» Verbindung nach Chur, wenn auch nur zweimal im Tag und nicht zu den günstigsten Stunden. Doch ist alles herzlich dankbar für diesen Fortschritt. Was würden aber die alten Schanfiggerinnen zu diesem «Ungeheuer» sagen, nachdem sie schon der Postkutsche den sicheren Sturz ins Verderben weissagten?

Noch heutzutage wird von älteren Talbewohnern von zwei rechtsseitigen Verkehrswegen erzählt. Es sind die sogenannten «Menenen» — die obere und mittlere Meni —, die wohl beide für die Bewohner des Fondeier Hochtales zur weit kürzeren und bequemeren Verbindung ins äußere Tal erstellt wurden. Tatsächlich ist die Wanderung aus dem Fondei über das Fürkli — unter dem Mattlischorn vorbei — und über die Schanfigger Heubergwiesen nach St. Peter oder vielleicht gar Castiel hinunter sehr leicht, ein Marschieren über Ebenen, fast ohne ernstliches Hindernis. Daß auch die Toten aus dem Fondei über diese Höhenwege geführt wurden, wird uns verständlich, wenn wir bedenken, daß die um 800 herum gebaute Kirche zu St. Peter lange Zeit dem ganzen Tal zu dienen hatte. Für die Bewohner von Arosa, Litzirüti, Sunnarüti und Langwies hat offenbar ein Fußweg auf der linken Talseite der Plessur entlang nach Molinis und über Tschiertschen und Praden nach Chur bestanden. Es wird von ihm erzählt, und Spuren sollen zwischen Peist und dem Prätschwald noch heute vorhanden sein.

V.

Es ist an der Zeit, ein Wort über die im Tale lebenden und werkenden Menschen zu sagen, ohne Licht und Schatten zu verwischen. Es war von jeher, und ist es heute noch, ein recht zähes Völklein, das sich in der Schanfigger Bauernerde verwurzelt fühlt, ihr treu bleibt und das arbeitsreiche und vielfach recht mühselige Tages- und Jahreswerk tut, ohne dabei Reichtümer anzusammeln. Die strenge und nie ausgehende Arbeit läßt den Schanfigger nicht übermütig werden, und seltener als früher verläßt heute ein fröhlicher Jauchzer oder Jodel seine Kehle. Es will uns scheinen, als ob die Bevölkerung talein und -aus sich einer gemeinsamen Fröhlichkeit immer seltener hingäbe. Aber ist das verwunderlich, wenn wir an die immer drückender gewordenen Existenzsorgen denken, die in so manchem Haus die Berufsfreude trüben und schwere Schatten werfen? Gastfreudlich — auch dem Fremden gegenüber — ist die Bevölkerung geblieben, und wer in eine Stube tritt, wird heute noch mit dem herzlichen «Willkommen» begrüßt und beim Verlassen des Hauses von einem Familienglied zur Haustüre begleitet. Die alten Grußformen *Guota Tag gäbi Gott* wurden mit dem nicht minder herzlichen *Gott lohnd'r, Gott dank'r* beantwortet. Ich erinnere mich noch gut an das *Schlafet wohl* und das *Ja, will's Gott, und Ihr au*, das nun allerdings vielerorts durch ein kürzeres und weniger bodenständiges

Grußwort ersetzt wird. Zu einer fröhlichen Mischung von ehrlichem Wunder und herzlicher Gastfreundlichkeit kam es bei der alten «Schluocht-Marie» in St. Peter, wenn sie allen an ihrem Hause vorübergehenden «Fremden» zurief: *Wanna chomadär und wa gahdär?* Wenn ihr dann ein auswärtiges Reiseziel genannt wurde, hieß es allemal: *Denn mögt är au gwüß äs Schüssäli Cafi!*

Der Schanfigger ist zugänglich, im großen und ganzen aufrichtig, und als besondere Tugend durfte von jeher seine Ehrlichkeit gelobt werden. Ein bekannter Churer Geschäftsherr hat einmal erklärt, daß er noch an keinem Schanfigger einen Rappen verloren habe. Seine Bodenständigkeit bewahrt ihm altes Brauchtum und läßt ihn Tradition und Überlieferung achten und erhalten, wenn auch in politischen und wirtschaftlichen Fragen in den letzten Jahren gelegentlich ein recht bissiger Wind blies. Geselligkeit und Hilfsbereitschaft sind früher viel stärker zur Geltung gekommen. Nachbarn kamen früher alltäglich — den Heuet ausgenommen — im einen oder anderen Haus zum Abendhengert zusammen, und in Peist trafen sich ältere und jüngere Männer fast jeden Abend in der Wirtschaft. Konsumiert wurde aber nichts. Der geduldige Wirt selbst, dem für den anderen Morgen die Reinigungsarbeit blieb, holte der Gesellschaft vom Dorfbrunnen einen Krug Wasser. Das war die Nachrichtenvermittlung ohne Konzessionsgebühr. Gab sich einer der Vermessenheit hin, einen Zweier Roten zu bestellen, so setzte er sich auch gleich dem Verdachte aus, ein Reicher zu sein. Jaßgruppen hatten in der Regel einen Zweier Schnaps vor sich, aber nur ein Gläschen, das «herumging», und jeder achtete gut darauf, keinen zu großen Schluck zu tun.

Der Bau eines neuen Stalles kostete den Schanfigger Bauer noch in den neunziger Jahren keinen Rappen. Das Holz erhielt er von der Gemeinde, und zur Erstellung kam ihm aus jeder Familie — etwa ein Widersacher ausgenommen — ein Arbeiter zu Hilfe. Wenn man sah, daß bei irgendeiner Arbeit einer der Dorfgenossen im Rückstand war, ging man ihm an die Hand und förderte das Werk gemeinsam. Solche Hilfeleistung wurde ganz besonders in Molinis gepflegt.

VI.

Von den zehn Talgemeinden sind neun ausgesprochene Bauendorfer mit vorwiegend landwirtschaftlichem Erwerbsleben. Der Kur- und Sportort Arosa nimmt eine Sonderstellung ein, die in fast allen Be-

langen zur Geltung kommt. Mit 598 Haushaltungen (eidg. Volkszählung 1930) entfallen sechs Zehntel des ganzen Tales auf Arosa, und von den 4953 Talbewohnern sind 3466 in diesem Orte gezählt worden. Mit einer Zunahme von 1823 zwischen 1910 und 1930 wies es eine Entwicklung auf, die weit über Schanfigger Verhältnisse hinausging. Molinis, das im gleichen Zeitraum einen Zuwachs von 36 Seelen aufweisen konnte, ist die Gemeinde mit der zweithöchsten Pluszahl. Einen Rückgang der Bevölkerung wiesen die Gemeinden St. Peter und Calfreisen auf. Die Zählung von 1941 hat offenbar für die neun Bauerngemeinden keine größere Veränderung gezeigt, während Arosa einen kriegszeitbedingten Rückgang aufzuweisen hat und — jedenfalls nur vorübergehend — seinen zweiten Großratssitz verloren hat.

Für ein Bündner Bergtal hat der Rindviehbestand weitaus die größte Bedeutung und interessiert die Leute sehr oft mehr als eine Betrachtung der Bevölkerungsbewegung, obwohl letztere auch für das Schanfigger Dorf zur Schicksalsfrage werden kann.

	Höhe m ü. M.	Wohnbevölkerung				Viehbestand 1931	Bestockte Waldfläche in ha
		1850	1900	1930	1941		
Arosa	1760	56	1071	3466	1980	130	172
Calfreisen	1243	98	58	41	36		92
Castiel	1207	72	90	107	94	376 ³	95 24 ¹
Langwies	1377	358	285	327	352	595	580
Lüen	1004	83	68	79	89		103
Maladers	1013	253	341	407	424	187	309
Molinis	1035	135	106	134	129	96	11
Pagig	1314	78	88	85	100		47
Peist	1336	236	160	183	188	294	340
St. Peter	1252	108	115	124	140	241 ⁴	36 469 ²
Total		1477	2382	4953	3532		1785

Die außerordentlich starke Bebauung landwirtschaftlich wertvollen Bodens hat naturgemäß zu einem entsprechenden Rückgang der Aroser Bauernbetriebe geführt, so daß es 1931 mit 130 Stück Rindvieh einen Sechstel des Bestandes im ganzen Tal aufwies. Langwies zeigte mit 595 Stück den höchsten Bestand aller Gemeinden an, gefolgt von Peist mit 294 Tieren. Recht unterschiedlich war in den Gemeinden in den letzten 60—70 Jahren der Pferdebestand. Die Pferdezucht hat im Schanfigg nie eine Rolle gespielt.

¹ Korporation Castiel-Lüen. ² Korporation St. Peter-Pagig-Molinis. ³ Calfreisen-Castiel-Lüen. ⁴ St. Peter-Pagig.

Der Kleintierbestand (Geißen und Schafe) war in allen Gemeinden — solange die Gemeinatzung bestand — recht groß. Wo sie abgeschafft wurde, ging die Zahl naturgemäß sofort sehr stark zurück. St. Peter und Peist, die vor Jahrzehnten einen solchen Beschuß gefaßt, hatten sie während des ersten Weltkrieges versuchsweise wieder eingeführt und sind nun dabei geblieben. Für St. Peter besteht sie für Groß- und Kleinvieh, während in Peist die Herbstatzung für das Rindvieh aufgehoben bleibt.

Von jeher sind im Schanfigger Bauernbetrieb Hühner und 1—2 Schweine gehalten worden. Letztere haben fast ausschließlich die Fleischversorgung zu sichern. Ein Großstück zu schlachten, kann man sich heutzutage aus Rentabilitätsgründen nur mehr in sehr wenigen Bauernfamilien leisten. Ohne *Schwe-intschungga* würde man aber nur sehr ungern auf die Bsatzig fahren, lieber siebenmal sieben magere Wochen in Kauf nehmen.

Die Gemeinden des Tales bestehen fast durchwegs aus kleinen bis mittleren Bauernbetrieben. Großbauern — nach Unterländer Maßstab — hat es im Schanfigg wohl nie gegeben und gibt's auch heute noch keinen einzigen. Hat ein Bauer sechs Kühe im Stall, mehrere Rinder, Mesen und Kälber, dazu Geißen, Schafe, Schweine, Hühner und als unentbehrliches Haustier eine Katze, so darf er schon als einer der «besten» Bauern gelten. In einem solchen Betriebe wird es wohl auch einen Knecht oder eine Magd *lyda mögän*; aber in den allermeisten Familien muß man *ds Werch* mit familieneigenen Arbeitskräften tun, wobei die Kinder recht früh und recht intensiv zur Mitarbeit herangezogen werden. Die Kinderzahl ging in einer Schanfigger Familie wohl nicht oft über das Dutzend hinaus. Selten waren in einem Hause die damit zusammenhängenden Aufgaben so einfach zu lösen wie für «Klein Jörli», der sie bei jedem Zuwachs mit einem weiteren Tischlöffel zu lösen vorgab. Für eine größere Kinderzahl ist auch heute noch der entsprechende Besitz von Grund und Boden die erste Voraussetzung, sofern nicht fremdes Gut zu Lehen genommen werden soll. Das sogenannte «Löschen» — Bearbeitung und Nutzung des Bodens mit Zinszahlung nach letzterer (früher auf 1. Mai des folgenden Jahres) — von Fett- oder Bergwiesen war von jeher gebräuchlich und ist einer Familie wohl weit weniger zur Last geworden als ein zu teurer Kauf fremden Bodens. Es hat auch für Schanfigger Gemeinden Zeiten gegeben, da kein Stücklein Boden feil war und die Preise bei einem Grundstückverkauf «freundlich» in die Höhe getrieben wurden. Mehrmals hat ein Bauer am



Blick ins Tal vom «Rongg» unterhalb Medergen aus

Photo Brandt, Arosa

Morgen seinen Kauf vom Abend bitter bereut. Die im Tal fast durchwegs gebräuchliche Erbteilungsform, daß alle Kinder in gleicher Weise erben und oft alle von einem größeren Gut ein Stücklein wollen, hat die Güterzerstückelung bis auf den heutigen Tag erhalten und damit für die Bauern selbst die recht schweren wirtschaftlichen Existenzbedingungen in keiner Weise erleichtert. So haben vielleicht in der Wiese eines Bauern zwei, drei Geschwister, Vettern oder «weitentfernt» Verwandte Anteil an dem Waldbestand; jedenfalls ist auch der Stall mit einer Partie zu teilen, oder es lastet sonst eine Servitut darauf. Wahrscheinlich sind da oder dort auch Gerätschaften mehr als einer Familie gehörig, so daß für jede initiative Unternehmung vorerst zu prüfen ist, wie weit die Ellbogenfreiheit eigentlich gehe. Viele solcher Schikanen könnten bei gutem Willen und gegenseitigem Vertrauen aufgehoben werden, ohne nach einer Seite hin Schaden zu tun. Besonders drastisch wirkt sich die «Erbständigkeit» etwa bei der Verteilung des Erlöses aus einer «gemeinschaftlichen» Holznutzung aus. Da kann

es heute einer erb berechtigten Familie nach der Aufteilung des Erlöses in die Stollen und Partien gerade noch 50 Fränklein treffen.

Die viel zu weit gehende Güterteilung führt natürlich zu einer viel strengereren und unrationelleren Bewirtschaftung des Bodens. Da hat ein Bauer ein Gütlein fast an der Plessur unten, einen Acker talauswärts an der Grenze des Gemeindegebietes, Fettwiesen unter der Bahnlinie, unterhalb und oberhalb der Straße, hoch über dem Dorf in den Vorwinterungen, im Maiensäß, im Berg auf Langwieser, auf Peister und St. Peterer Gebiet. Es sind zahlreiche Ställe und Barden zu unterhalten, Dächer zu flicken oder zu erneuern, Zäune zu erstellen, zu unterhalten, in jeder Gebäulichkeit die notwendigsten Gerätschaften zu halten, kurz: eine Fülle von Arbeit, wenn einer zu seinen *Gmächärn* Sorge tragen will. Und wieviel Zeit muß nur auf den Wegen zur «Winterfütterung» in den Vorwinterungen oder während der Schneizeit zu weit entfernt stehenden Ställen in Rechnung gestellt werden! Es braucht da wirklich Liebe zu Beruf und Scholle, vor allem aber das Wissen oder Ahnen um die ewige Schönheit, die im wahren Bauerntum liegt. Es läßt den Schanfigger heute nicht fahnenflüchtig werden, auch wenn größere Verdienstmöglichkeiten locken, die Stadt und die großen Orte so unendlich mehr Vergnüglichkeiten, andere Berufe geregelte Arbeitszeiten, bezahlte Ferien, weit größeren Verdienst und mancherlei Bequemlichkeiten bieten.

Es ist verständlich, daß jede Familie an ihren ererbten oder gekauften Grundstücken hängt und sie für besonders ertragreich hält. Dessen ungeachtet sollte u. E. die Frage der Güterzusammenlegung auch in den Schanfigger Gemeinden geprüft werden. Vielfach ließen sich wirklich ungünstige Verhältnisse durch Tausch und Ausgleich verbessern. Wenn letzterer auch in keinem Falle vollkommen möglich ist, so sollten Arbeitserleichterungen und Zeitersparnis von allen Beteiligten doch stärker gewürdigt werden.

Die strengste Zeit für die Schanfigger Bauernfamilie beginnt Mitte bis Ende Juni mit der Heuernte. Im äußeren Tal ist man in der Regel etwas früher; im Fondei, Sapün und Aroser Gebiet setzt sie, den Kulturverhältnissen entsprechend, gelegentlich um 10—14 Tage später ein. Innerhalb einer Dorfgemeinschaft beginnen auch heute noch die meisten Familien in der gleichen Woche; aber immer gibt es etwa einen *fürbennigen* Schanfigger oder eine *brenzlige* Bäuerin, die Tage voraus die ersten Mahden legen müssen. Der Bauer und seine größeren Buben, vielfach auch Bäuerin und Töchter, schwingen die Sensen ins taufrische

Gras; denn sie haben sich aufgemacht, lange bevor die Sonne hinter dem Schiahorn hochkam. Was nicht den Mähdern nach gezettet wurde, wird am späten Vormittag getan. Ist man nicht allzu weit vom Dorf weg, geht's *nah da Elfa* heim zum *Mittagen*, während bei größeren Distanzen die Verpflegung an Ort gebracht und der *Café* über einer provisorischen Feuerstelle in der Nähe des Stalles *gmacht* wird.

Früher hat dann ein kurzes Mittagsschlaflein neue Kraft für die Nachmittagsarbeit gegeben. Jetzt ist das vielfach aus der Mode gekommen; denn die Nachbarn sind am *Werch*, und mit dem Heuet verspäten will man sich dann schon nicht. So wird recht bald mit dem Zusammenrechen, dem «Wischmachen» (7—9 Wische geben eine Bürde Heu), dem Einbinden und dem Nachrechen begonnen. Das Tragen der seilgebundenen Heuburden wie auch des vollen Heutuches erfordert Geschicklichkeit, Kraft und Ausdauer. Es ist die Arbeit, die den Schanfigger Buben am meisten reizt, mit der er aber fast durchwegs auch zu früh beginnt.

Die Verwendung von «Stricken» (ungegerbten Häuten) oder Heutüchern ist in den Gemeinden fast durchwegs einheitlich, von Dorf zu Dorf aber verschieden.

Ist die letzte Bürde eingetragen und das Heu noch gleichmäßig auf dem Stock verteilt worden, so sind alle rechtschaffen müde und begeben sich nach Hause; denn auch dort gibt's ja noch zu tun. Vor allem muß gedengelt und in die Brüche gegangenes Werkzeug geflickt werden; denn wer alles nur auf die Seite stellt und das Ausbessern auf später versparen möchte, kommt eines Tages in Verlegenheit.

Bei anhaltend ungünstiger Wetterlage werden auch etwa Heinzen gestellt, doch ist dieses Hilfsmittel im Schanfigg im großen und ganzen nicht stark in Gebrauch, am häufigsten auf Langwieser Gebiet. Man hofft eben auf baldigen Sonnenschein, und wenn die Sonne dann wieder kommt, hat sie rasch auch die stärkste Nässe getrocknet. So schreitet der Heuet weiter. Ende Juli bis anfangs August ist man gewöhnlich aus den letzten Fettwiesen in den Heuberg gekommen. Das wären die Tage, die nun ein Ausspannen gestatten könnten und es früher auch taten; aber heutzutage paßt dem Schanfigger das Liegen im Heu nicht mehr so ganz. Er macht auch mit dem Berg möglichst rasch vorwärts und rechnet, auf Mitte bis gegen den 25. des Monats wieder ins Dorf hinunter zu können. Für die Bäuerin ist der Berget wirklich eine strenge Zeit; denn oft muß sie sich am Abend noch auf den Heimweg machen, um im Hause nach dem Nötigsten zu sehen, Haustiere zu

füttern oder ein krankes Tier zu pflegen. Wenn wir uns erzählen lassen, daß früher Bäuerinnen aus Molinis und Lüen Abend für Abend aus den obersten Heubergen ins Dorf zurückkehrten, bis in den späten Abend hinein noch Arbeit verrichteten, am Morgen nach dem Aufstehen die Schweine fütterten, sich auf den Weg in den Berg machten und droben noch vor der Morgensonne bei ihren Familien erschienen, so können wir ob solcher Leistungsfähigkeit nur staunen, und wir pflichten jener Lüener Tochter bei, die einmal bei der Ankunft der Mutter (die in einem Gefäß ein heißes Holdermus trug) ausrief: *Nei, sötti Mamä, dia ünsch där süttigheiβ Holdärbrägäl in di Bleis färggät, übar-chomwär ünschä Läbtig keini meh.*

Gut zwei Monate dauert der Schanfigger Heuet. Er zieht sich von den untersten Talwiesen bis an den Berggrat hinauf und wird fast durchwegs ohne maschinelle Arbeit von Bauernhänden getan. Nach der Rückkehr der Familien in das Dorf geht's wohl etwas gemächlicher zu; aber allerlei ist nachzuholen: Werkzeuge zu flicken, Holz zu rüsten, Riedgras zu mähen, *Megeri* (Magerheu) zu heuen, im *Gmeiwärc* Wegbrücken zu erstellen, die Wege für den Heuzug zu rüsten und Straßenkünetten zu putzen, eine ganze Reihe von Arbeiten, die alle und jeden Tag die volle Arbeitskraft erfordern. Auch die weiblichen Familienglieder sind nun nicht arbeitslos. Da sind die Gärten zu besorgen, Beeren zu lesen und zu *hungen*; da und dort werden noch die «Blackten» (ein Blacktengarten gehörte früher zu jedem Schanfigger Haus) gestrupft und in der Nähe des Hauses in einem Kessel über einer Erdgrube gekocht. Für weitere, im Frühling begonnene und weggelegte Arbeiten ist jetzt Zeit gegeben. Unterdessen ist das Emdgras reif geworden, und um den 28. August herum beginnt der «Emdet», der allerdings nur für die Fettwiesen in Betracht fällt und deshalb in wenigen Wochen zu Ende geführt wird.

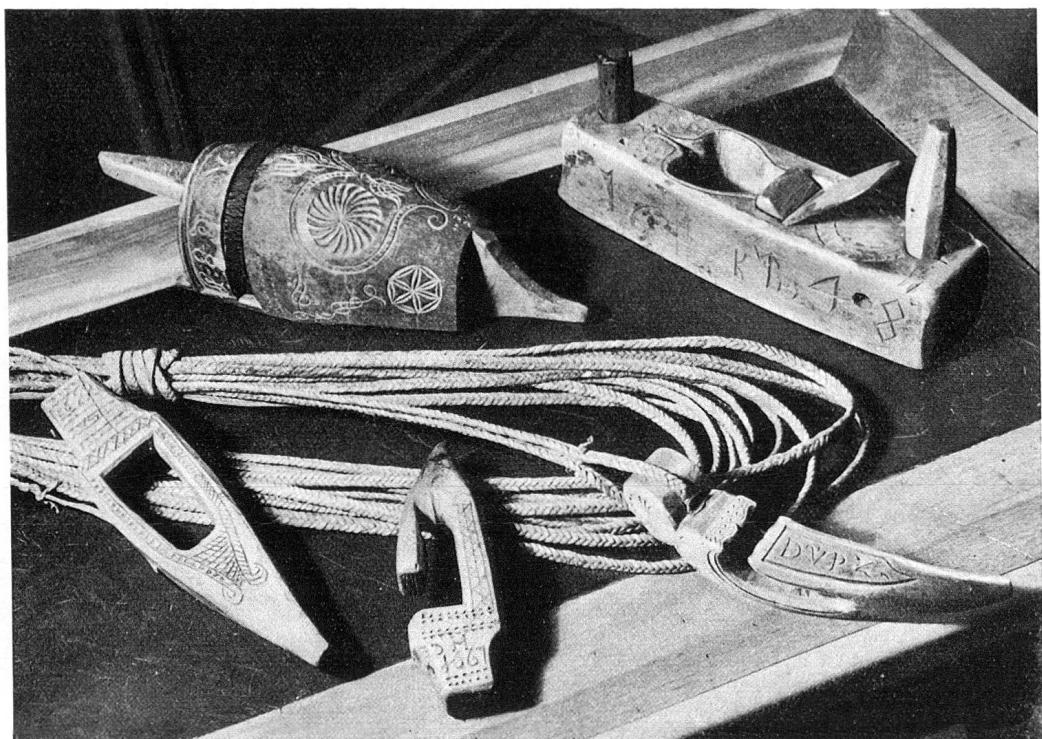
In den Äckern sind die Kartoffelstauden «abgegangen», und bald ist die Zeit für die Ernte der auch für die Schanfigger Familie so notwendigen und alltäglich verwendeten Frucht da. Wer Getreideäcker (Gerste, Weizen, Roggen und Hafer gedeihen bis Peist hinein) besitzt, hat das Korn zu schneiden, zu dreschen und gelegentlich nach Chur in eine Mühle zu schicken.

Hier geben wir einem vor einigen Jahren in hohem Alter verstorbenen Schanfigger das Wort. Er schrieb in seinen Erinnerungen: «Zu meiner Jugendzeit, in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren, waren die Landwirte größtenteils Selbstversorger bis Peist hinein, also

bis über 1300 m Höhe. Viele Familien kauften im ganzen Jahr nicht 50 Pfund Mehl. Bäckereien gab es damals nicht, die Hausfrauen haben das Brot selbst gebacken; es war entschieden nahrhafter als das heutige. Zur selben Zeit waren im Tal ein Dutzend Mühlen in Betrieb, heute ist keine einzige mehr vorhanden. Die Kornäcker im Schanfigg sind heute eine Seltenheit wie die weißen Raben. Das Korn wurde damals mit Flegeln gedroschen, 3 bis 6 Mann besorgten diese Arbeit in einem bestimmten Takt. Auch wurde viel Hanf gepflanzt, den die Frauen verarbeiteten, und zwar zu einem fast unverwüstlichen Webstoff. Dies alles ist schon längst verschwunden und vergessen. Das ist der Bequemlichkeit Fluch.» Nun, der zweite Weltkrieg hat auch dem Schanfigg eine recht weitgehende Anbaupflicht auferlegt, die Bequemlichkeit verjagt und Kornäcker entstehen lassen. Aber die Mühlen sind nicht mehr vorhanden. Von den vier, die einst in Peist in Betrieb gewesen sind (einige Familien zusammen hatten von den Brüdern Sprecher aus Calfreisen eine einfache Mühle bauen lassen), ist ein Mühlstein letzter Zeuge geblieben.

VII.

Die Textilienknappheit während der letzten Kriegsjahre hat die Schanfigger Bäuerinnen im Vorder- und Mitteltal wohl auch an den einst bedeutenden und ertragreichen Hanfanbau erinnert. Das war die Frucht, die mit besonderer Sorgfalt gesät, gepflegt, geerntet und mit unglaublicher Ausdauer verarbeitet wurde. Lassen wir uns einmal darüber von einem Kenner und Erzähler berichten. Chr. Walkmeister (ein gebürtiger Peister) hat im «Bündnerischen Monatsblatt, Nr. 3, 1926, eine interessante Studie über «Anbau und Verarbeitung des Hanfes in Peist und Umgebung im vorigen Jahrhundert» veröffentlicht. Wir lassen uns erzählen, wie die Bauern das Hanfland sorgfältig auswählten, dem Boden bei der Bebauung besondere Aufmerksamkeit schenkten, den Hanfsamen vom Untervazer Samenmann bezogen, ihn im besten Zeichen und mit wahrer Andacht ausstreuten und dann die junge Saat von mancher Wetterlaune bedroht sahen. Nach dem Berget wurde der Hanf gezogen, an geeigneten Hängen oder in Riedern in Garben zum Rözen ausgebreitet und im Freien liegen gelassen, bis die Stengel dürr geworden waren. Nun galt es, Garbe für Garbe, ja Stengel um Stengel zu schleienzen (Fasern vom Stengel lösen). Die Garbe wurde zur ständigen



Gebrauchsgegenstände aus dem Fondei, mit formgerechten Ornamenten verziert

Begleiterin der Frauen und auf den Heufuhrwegen bis in den Berg hinauf getragen. Der Schleizet war dann aber auch willkommener Anlaß und Mittelpunkt abendlicher Zusammenkünfte der Töchter im einen oder anderen Haus. So ging die Arbeit natürlich rascher von der Hand, und das *Mannävolk* der Familie hatte genug zu tun mit dem Garbenbieten, während die Bäuerin die abgegebenen Risten (geschleizte Hanffäden) zu ordnen hatte; denn schon anderntags mußten sie zu Zöpfen zusammengebunden und an langen Latten an die Wand der Hauslaube gehängt werden. Daß bei einem Abendschleizet auch die Burschen zu einem Besuch in die Stube kommen wollten, ist verständlich und war für die Dorf schönen alles andere als eine Störung. Später galt es dann noch, die Hanfzöpfe in einem Heutuch nach St. Peter hinaus- oder hineinzuführen, um sie in den «Reibet» zu bringen. Auf der linken Bachseite im Gufatobel war die einzige Einrichtung im ganzen Tal für dieses Werk. So kamen im Verlaufe einiger Wochen alle Familien hieher, um



Die Kübelmacher, «Schädler» genannt, erstellten aus dem zarten Arvenholz prächtige Traggefäß und Steinfässer. Das Ornament auf der runden «Trinkette» wurde häufig verwendet.

die Hanfzöpfe von einem schweren, in kreisrundem Bett laufenden und vom Bachwasser getriebenen Stein weichdrücken zu lassen. Diese nicht ganz ungefährliche, alle Aufmerksamkeit erheischende Arbeit mußte mit einem starken *Cafí* und kräftigen Imbiß aus dem *Spystüachli* abgeschlossen werden.

Für die Bäuerin sind damit die Hanfarbeiten nicht abgeschlossen. Es gilt noch, die Risten mit Hilfe der Hechel in feine Fasern zu hecheln und zu Kränzen aufzubinden. Gleichzeitig wird von anderer Hand mit der Rätsche das Faserzeug von den kurzen Stengeln gelöst. Es gibt das Rätsch, aus dem das Garn zu Säcken und Heutüchern hergestellt wird.

Im äußeren Schanfigg trifft man da und dort noch ein Stück Hanfland an, zu dem auch eine Röze an einer Halde gehört.

Heute kennen die jüngeren Schanfiggerinnen *d Hampfwärchi* wohl nur dem Namen nach; denn die Hanfländer sind zu Wiesland geworden, und auf Muschgl oben am Grat liegen keine fortgeworfenen Stengel

mehr, über deren Herkommen sich einst zwei Touristen nicht genug verwundern konnten.

Zwischen Emdet und Kartoffelernte ist die Heufuhr aus dem Berg zu tun, zu der in Peist allmorgendlich um 4 Uhr eine Kirchturmglöckche ruft. Eine halbe Stunde später wird schon gefahren; denn der Weg ist steinig, schmal und weit, und mit der Meni geht's ohnehin nicht rasch vorwärts. Je nach der Stärke des Zugtieres (Rind, Kuh, Ochs oder Pferd) müssen zwei Schlitten über den apern Boden hinaufgezogen werden. Rasch wird der Schlitten (eventuell zwei) mit einem Fuder von zirka vier Zentner beladen, gebunden und *gestreht*; denn man möchte «Stückli» ins Dorf hinunterbringen, die man ansehen und vor dem Stall stehenlassen darf. Es ist für Mensch und Tier eine strenge Vormittagsarbeit, und nur wer seine Tiere auch gar nicht schonen will, macht am Nachmittag eine zweite Fahrt. Wenn die Heufuhrleute bei schlechtem Wetter in einen Schnee geraten, wird die Sache unangenehmer; denn kaum bei einer Arbeit wird die Kälte so empfunden wie beim Hineinfassen ins schneenasse Heu. So ist es verständlich, daß man bei guter Witterung vorwärtskommen möchte. Die Herbst-Heufuhr mit dem «Eberischlitten» ist von Maladers bis Peist gebräuchlich, während die Langwieser Bauern ihr Heu im Winter über den Schnee hinunterführen. Sie haben die viel kürzeren Fahrten und können ihre Schlitten leicht über die steilen Halden hinunter an die Talwege ziehen.

Von Mitte September an werden die Alpen im Schanfigg entladen; die Tiere kehren ins Dorf zurück und werden nun auf die Herbstweiden getrieben. Am Tage nach der Alpentladung fährt der Bauer mit der Meni und der *Molchäkiste* in die Alp, um seinen Nutzen heimzuführen. Es entspricht der eher zurückhaltenden Natur des Schanfiggers, daß dieser Anlaß ohne weitere Lustbarkeit bleibt. Während der letzten Jahre war es ohnehin ratsam, mit dieser Fuhr nicht großes Aufsehen zu erregen.

Es kommen die weniger arbeitsintensiven Spätherbst- und Vorwinterstage. Das Vieh ist in den Ställen, wird ausgefüttert, und Tiere, die nicht in die Winterfütterung kommen sollen, sind im Herbst verkauft worden. Die Bauern im Schanfigg schenken auch heute noch der Aufzucht widerstandsfähiger, gutgealpter Tiere große Aufmerksamkeit; denn ihr Vieh ist im Unterland begehrt, weil man sicher ist, ein Tier mit guten Füßen zu erhalten. Es gibt Dorfschaften, die kaum einen Liter Milch zum Verkauf bringen, wogegen andere auch diese Seite der Viehhaltung kennen und viel Milch nach Arosa liefern. Die meisten Bauern

betreiben weder reine Zucht noch ausschließlich Milchwirtschaft. Das abgehende Vieh wird gewöhnlich aus der eigenen Nachzucht ersetzt. Wer gute Milchkühe im Stalle stehen hat, trägt die vorige Milch auf den Bahnhof oder verwertet sie im eigenen Hause zu Käse und Butter.

Vor dem Bahnbau (ab 1900) ist aus dem Mittelschanfigg Milch per Fuhrwerk nach Arosa geliefert worden. Bis dahin wußte man im Tale nichts vom Milchverkauf; man hat gekäst, gebuttert und nicht selten Vorräte aufgestapelt, die man nachher mit Stoßbänken auf den Mist führen mußte.

Solange das Tal schneefrei bleibt, werden die Felder gedüngt; denn für die mageren Wiesen ist die Herbstdüngung wertvoller als die Frühlingsdüngete. Auch die Holzbeigen bedürfen einer Ergänzung, wenn schon die Bäuerinnen das Holz bei kleinen Beigen viel besser zu sparen verstehen, wie sich schon mancher Bauer gesagt haben soll.

Unter den bis Peist hinein recht zahlreich vorkommenden Eschen- und Ahornbäumen liegt nun das dürre Laub in Haufen und wird von den Bauern zu Streue eingesammelt. Es ist ja immer zu wenig vorhanden, um den Tieren das Lager auf den kurzen und schmalen Brüggen sauber zu halten; denn auch das ist nötig, um die tuberkulosefreien Tierbestände auf die Dauer gesund zu erhalten. Das Einsammeln von Kriesästen und das Zusammenkratzen von Tannennadelhaufen (Pätsch genannt) zu Streue ist heutzutage nicht mehr erlaubt. Sie müssen durch Streue und Stroh ersetzt werden. In Langwies soll man den Tieren früher nie eine Streue in den Stall getan haben.

So gehen die Tage dahin, und aus dem grauverhängten Novemberhimmel fallen unerwartet die ersten Flocken. Es wird Winter; aus den steinigen Wegen werden Schlittbahnen. Im Wald erklingen Säge und Axthiebe, und mancher Bauer findet dort für Wochen einen guten Verdienst. Die Holzfuhr im Hochwinter reizt die jungen Schanfigger Burschen, und fröhlich tönt das Geschell der Holzfuhrrosse. In sausender Fahrt stürmen sie aus den Bergwäldern heraus, traben durch die Dorfgassen und bringen die schwere Fuhr sicher auf den Lagerplatz an der Talstraße oder gar auf den Bahnhof hinunter. Der ältere Bauer nimmt sich in den Wintertagen nun eher Zeit für ein Ruheständchen *ufäm Gütschli*, denkt an die Zeitläufe, an all die Dinge, die ein Bauernherz bewegen, und wird so das «philosophierte» Bäuerlein, wie letzthin einer in allem Ernst erzählt hat.

Aber auch die Winterstürme, die schon öfteres annähernd 2 m Schnee ins Tal fallen ließen (im Berg entsprechend mehr), verlieren

ihre Kraft; es geht dem Frühling entgegen. Er weckt die Arbeitslust; die Bauern denken an ihre Äcker und Saaten und fahren mit der Schlittenmeni mit Dünger in das Feld. Immer stärker brennt die Frühlingssonne auf die anliegenden Matten und Ackerböden; es fängt an zu grünen, die Erde erwärmt. Es ist Zeit für Pflug und Saat. Das *Langsiwärch* muß getan werden. Die Äcker sind zu furren (die Erde von unten nach oben führen), zu düngen, zu pflügen und anzupflanzen. Kaum vierzehn Tage später kann man im Kartoffelacker «schaben» (Erde lockern). Früher wußte man nichts davon, und nicht alle Schanfigger sind von der Notwendigkeit dieser Arbeit überzeugt. Sind die Stauden zum Vorschein gekommen, muß «gestört» und etwas später «gehäufelt» werden. Der Bauer geht während dieser Zeit seinen Zäunen nach, bessert die Dächer aus und besorgt das Vieh. Ab Mitte oder Ende Mai kommt es unter die Hirtschaft. Kälber und Jährlinge weiden in Dorfnähe, die Kühe und Rinder in den höheren Lagen und werden des Abends von den Bauern in die Maiensäßställe gebracht. Die meisten Bauern verarbeiten die Milch im Maiensäß zu Käse und Butter. Die Bauern von Castiel, St. Peter und Pagig bringen die Milch in ihre Dorfsennerei und können so auch kleinere Milchmengen regelmäßig verwerten.

Damit ist der Jahresring geschlossen. Er hat jedem ein reichliches Maß an Arbeit und Sorgen, einen weit bescheideneren Teil an Freuden und Erfolgen und in der Regel einen recht kleinen Gewinn gebracht. Aber die althergebrachte Verbundenheit mit der Scholle, Anspruchslosigkeit, Beharrlichkeit und ein klares Bewerten aller Daseins- und Lebensfragen lassen ihn seinen schönen Beruf mit Stolz und Zufriedenheit erfüllen.

VIII.

Werden Viehzucht und Ackerbau mit aller Sorgfalt und starkem Einsatz betrieben (der Schanfigger macht während der Arbeitszeit kaum eine größere Pause und ohne ein Wirtshaus zu betreten), wird z. B. dem Obstbau recht kleine Beachtung geschenkt und noch weniger Pflege zuteil. Man erntet, was der Himmel an Kirschen, Äpfeln, Birnen und an Steinobst wachsen läßt, aber daß alle diese Bäume einer sorgfältigen Betreuung bedürfen, will man nicht so leicht einsehen. So wäre auf diesem Gebiete im Tal bis Langwies hinein recht viel herauszuholen, und manche recht einseitige Mittagsverpflegung könnte reichhaltiger

und zuträglicher geboten werden. Der Obstbau ist im Vorderschanfigg früher in größerem Umfange betrieben worden; auch waren dort recht viele Nußbäume anzutreffen, die aber nach dem ersten Weltkrieg bis auf wenige geschlagen wurden, so vor allem in Maladers. Im Mittelschanfigg hingegen war früher kein Obstwuchs anzutreffen, während heutzutage in den Dorfgärten recht viele Bäume stehen, aber eben — besser gepflegt werden sollten.

Auch die Bienenzucht wird von verhältnismäßig wenigen betrieben, obwohl die klimatischen Verhältnisse auch diesen Nebenerwerbszweig zur Geltung kommen lassen. Allerdings scheinen auch die Schanfigger Imker nun in der Serie der Fehljahre zu stecken.

Daß vor Jahrhunderten im Schanfigg auch die Traube blühte und die Weinbeere zur Reife kam, ist nicht von der Hand zu weisen, muß doch der Weinbau in früheren Zeiten — von einer höheren Jahres temperatur begünstigt — in Bünden eine weit größere Ausdehnung gehabt haben als zur Jetzzeit. So wird erzählt, daß in Lüen — in der «Gerbi» — Trauben zur Reife gekommen seien. Wie sollte dies ausgeschlossen gewesen sein, da doch ein bischöflicher Einkünfterodel aus dem 11. Jahrhundert Weinberge in Luvis, Lugnez, Ruis und in Remüs erwähnt? Vielleicht kamen die Trauben vor vielen Jahrhunderten sogar im ganzen Tal zur Reife. So wäre wohl mehr als dem Veltliner dem einheimischen Produkt nachzutrauern.

Was die heiße Sommersonne und ein recht mildes Klima an Beeren, Wildfrüchten, Haselnüssen und vor allem an Pilzen in reichem Maße wachsen lassen, findet guten Absatz; aber es sind mehr die «talfremden» Interessenten, die Allmenden, Alpen und Wälder nach diesen «Ergänzungsstoffen» absuchen.

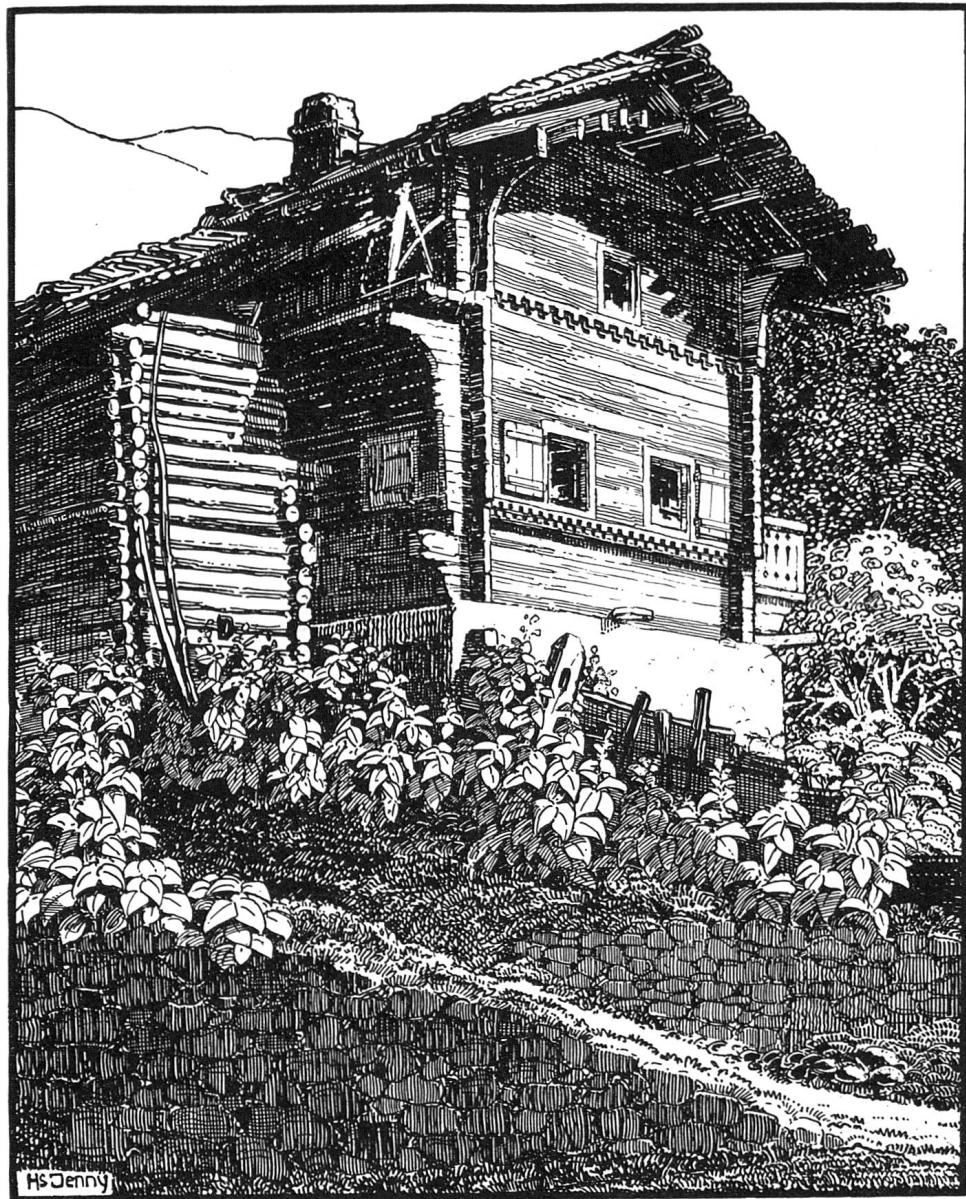
IX.

Einfach, anspruchslos und doch mit einem guten Verständnis für gefällige Proportionen steht das Schanfigger Holzhaus in geschlossener Dorfsiedlung da, die Stirnseite der warmen Sonne zukehrend. Alle Dörfer bis Langwies sind wohl nach 1622, dem Unglücksjahr, das die Brandschatzung und Plünderungen durch die Baldironschen Horden brachte, aus Schutt und Asche neu aufgebaut worden. Die Verwendung von Holz als natürlichstes und billigstes Baumaterial war dabei selbstverständlich. Nur Peist, das 1750 und 1874 neuerdings von einem

schweren Brandunglück heimgesucht wurde, baute nach dem letzten Brände seine Wohnstätten ohne Plan und Einheitlichkeit aus Stein auf und hat damit ein Dorfbild erhalten, das in keiner Weise dem Charakter des Tales entspricht. Zeigt das äußere Schanfigg die romanische Dorfanlage mit der Giebelfront gegen die Straße, so weisen die Walser-siedlungen von Langwies eine zerstreute Bauweise mit einer gewissen Gruppierung von Häusern um die Kirche — den sogenannten Platz — auf. Nach 1840 sind im Tale durch die tüchtigen Zimmermeister Brunold und Niggli von Molinis recht viele Häuser neuerbaut worden. Sie weisen alle eine etwas steilere Giebelführung auf und haben ein recht freundliches Aussehen erhalten. Das alte Schanfigger Haus ist fast durchwegs ein zweistöckiger Strickbau (Warzenstrick), auf dem gemauerten Kellergeschoß aufliegend. Der Eingang von der Traufseite her führt durch das Vorhaus in die gegenüberliegende Küche, zu der gewöhnlich eine Vorratskammer gehört. Linker Hand liegt die große Stube, von der man in die nebenanliegende Zukammer tritt. Aus dem Vorhaus führt eine Treppe in den oberen Stock, der die gleiche Ein teilung aufweist. Statt der Küche finden wir dort einen dritten Schlafraum. Vom oberen Gang öffnet sich eine Türe auf eine Laube, der ein Abortraum angebaut ist. Im Giebel hat eine kleine Kammer (Giebelkammer) mit einem Fenster noch Platz gefunden.

Treten wir in die Stube, so sehen wir links den gemauerten großen Ofen, oft von einem Holzgestell eingefasst, an dem ein Vorhängchen befestigt ist. Am Ofen steht das unvermeidliche *Gutschi*, und hinter dem Ofen führt in manchem Haus eine schmale Treppe in das obere Gemach. Ein Büfett aus Tannen- oder Arvenholz fehlt in keiner Stube, während der Hühnerkäfig (*Chebia*) unter dem Büfett wohl überall verschwunden ist. Ein Tisch, in dessen Nähe auch ein kleines Bücher gestell und der Kalenderhalter (*Prattighalter*) nicht fehlen, vervollständigen die Stubeneinrichtung. Eine gute Schanfigger Stube, die mit ihrer Geräumigkeit den sich darin aufhaltenden Personen auch wirklich Platz bietet, macht einen heimeligen, wohnlichen Eindruck.

Vielfach ist ein Haus als Doppelwohnhaus für zwei Familien gebaut worden. Ihm fehlten dann gewöhnlich die Zukammern, und eine Mittel wand trennte das Haus in seiner ganzen Höhe in zwei Teile. Am alten Schanfigger Haus durfte das Spruchband unter dem Giebel nicht fehlen. Die Schnitzarbeit auf dem Spruchbaum (Balken, der die Inschrift trägt) wurde mit viel Geduld, großem Können und erfreulichem Kunstsinn auf dem Zimmerplatz ausgeführt, bevor der Balken zum Aufsetzen



Eingemachiges Bauernhaus in Tschiertschen (Schanfigg). Nach Zeichnung
(Alte Bündner Bauweise und Volkskunst II, Fig. 128)

kam. Später spezialisierten sich die beiden Schulmeister Schmid aus Tschiertschen darauf, den Spruch zu malen. Ihre dauerhaften Arbeiten sind heute noch an recht vielen Häusern in fast allen Talgemeinden zu sehen, wenn auch mancher Spruch im Laufe der Jahrzehnte in Sonne, Wind und Wetter unleserlich geworden ist und eine Auffrischung nötig hätte. Über dem Spruch, der fast immer einer religiösen Empfindung Ausdruck verleiht, steht gewöhnlich auch der Name des Besitzers und beidseitig des Namens je die Hälfte der Jahreszahl des Hausbaues. Aber auch der Meister, der den Bau leitete, darf nicht in Vergessenheit geraten. Seinen Namen finden wir ganz unter dem Giebel auf dem sogenannten Schlußbaum. Ein geschnitztes Spruchband, das auf der Frontseite über den Fenstern die Wand nach oben abschließt, ziert auch manche Schanfigger Stube.

X.

In einem Bündner Bergtal findet selbstverständlich auch die Jagd ein erhebliches Interesse. Bis in die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts, da die freie Volksjagd bestand, wird das Erlegen eines Tieres, je nach Notwendigkeit (zur Sicherung der Fleischversorgung), von recht vielen Bauern im Schanfigg betrieben worden sein. Hirsche gab es freilich jahrzehntelang keine mehr. Als so um 1880 herum im Calfreiser Berg eine Hirschgeweihstange gefunden und von meinem Schwiegervater dem damaligen Naturkundelehrer an der Kantonsschule gebracht wurde, bestritt Prof. Brügger das Vorkommen des Hirschwildes im Schanfigg mit aller Entschiedenheit. Es war aber doch so. Die Tiere werden sich vom Prättigau her im Schanfigg wieder eingebürgert und recht stark vermehrt haben. Wenn auch in jeder Gemeinde etliche Einheimische und Niedergelassene die Jagd ausüben, so kann man doch sagen, daß sie in diesem Tale nicht mit ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit und Intensität betrieben wird, wie es andernorts der Fall sein soll. Hirsch und Reh sind die am häufigsten vorkommenden Hochjagdtiere, während die Gemse im Hochwanggebiet — vielleicht das Fondel ausgenommen — recht selten geworden ist. Auch das Hirschwild hat im letzten Jahrzehnt einen auffälligen Rückgang zu verzeichnen, und auf Wiesen, in denen man vor Jahren während der Frühlingsmonate große Rudel beobachten konnte, erscheint jetzt kein Stück mehr. Man ist im Schanfigg mit dem Abschuß der Hirschkühe recht

weit gegangen, und die strengen Winter räumen eben auch unerbittlich auf. Das Schanfigg ist also längst kein Eldorado mehr für Hochwildjäger, und mancher hängt nach Jagdschluß seinen Stutzen an den Nagel, ohne einen *Hürni* erlegt zu haben. Noch weniger Bedeutung kommt der Niederjagd zu. Fuchs und Hase sagen sich auch im Schanfigg nur mehr an abgelegenen Örtlein «gute Nacht». Gelegentlich trifft man etwa die zerzausten Federn einer vorwitzigen Henne, die sich zu weit ins Feld hinunter gewagt hat und in die Fänge des roten Freibeuters geriet. So ist also mit der Schanfigger Jagd nicht mehr übermäßig viel los, und wenn doch viele Jäger das Patent lösen, so tut es eben jeder, weil er auf einen seltenen Glücksfall hofft. Wenn nur die Wildschadenvergütung munter weiterbetrieben wird.

XI.

Auch im Schanfigg kommt der Alp- und Waldwirtschaft eine große Bedeutung zu. Ob und mit welchem Erfolg die Bauern ihr Vieh in eine Alp bringen können und wie weit die Waldnutzung das Budget der Gemeinden im günstigen Sinne bestimmen kann, das sind zwei Faktoren, denen jede Berggemeinde größte Beachtung schenkt. Maladers und die drei Gemeinden Lüen, Castiel und Calfreisen haben ihre Alp am gegenüberliegenden Berghang, im Urdentalchen, während die drei mittleren Gemeinden über den Hochwanggrat hinüberfahren und die Alp Fanin bestoßen. Sie sind alle also nicht so gut daran — was die Entfernung der Alp von den Wohnstätten anbetrifft — wie die Peister, die ihre Alp in einer Stunde erreichen und bei einem Wetterumschlag die Tiere in das Dorf hinuntertreiben können. Alle vier Alpen der Gemeinden bis Peist sind Gemeindealpen, zum Teil recht stark bestoßen, so daß es einzelne Bauern in den äußeren Gemeinden vorziehen, ihre Tiere anderwärts sömmern zu lassen. Ein grundsätzlich anderes System der Alpwirtschaft finden wir auf Gebiet der Gemeinde Langwies. Da sind die sogenannten Alpkorporationen Besitzer der Alprechte, die sich auf zehn Privatalpen verteilen. Die Art der Nutzung ist fast von Stafel zu Stafel verschieden. Die Gemeinde Maladers besitzt auf Langwieser Gebiet die Galtviehäl First und Fideris die Alp Steiner mit 50—60 Kuhweiden. Die schönsten und besteingerichteten Alpen auf Aroser und Peister Territorium besitzt die Stadt Chur auf Maran, Prätsch, Tschuggen, Vordere, Mittlere und Hintere Hütte und

weit draußen am Weg nach Tschiertschen die Ochsenalp für Galtvieh. Maienfeld und Haldenstein besitzen je eine Alp im Schanfigg, erstere Gemeinde die Alp Maienfelder Furka, letztere die Medergen benachbarte Alp Tschuggen. So besitzt das Schanfigg verhältnismäßig viele Alpen und — was wesentlich ist — mit guten Sömmерungen. Sie liegen alle nicht überaus hoch und besitzen fast durchwegs gute Vegetationsverhältnisse.

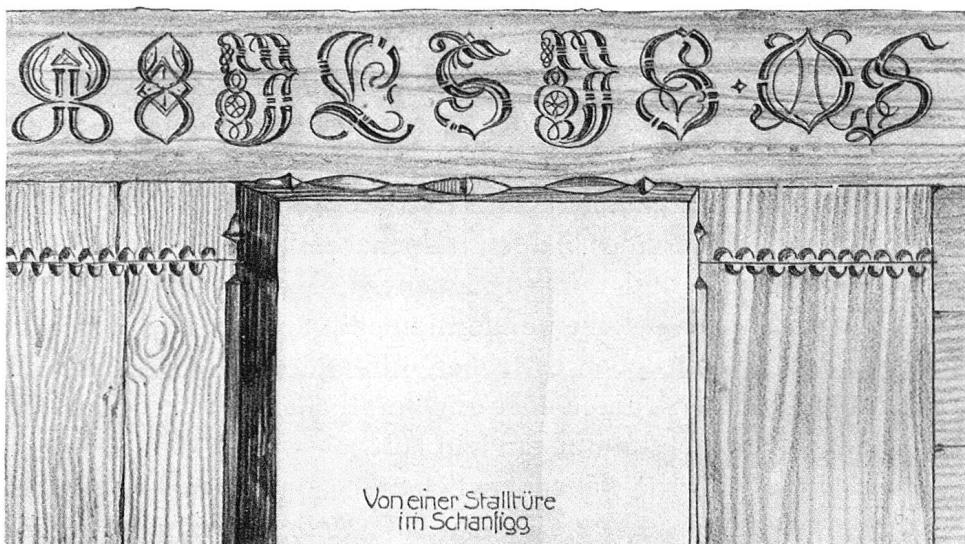
Noch im Jahre 1902 hat man einer Talgemeinde die auf Langwieser Gebiet liegende Alp Boden für Fr. 40 000.— vergeblich angeboten. Sie ging dann später für mehr als den doppelten Betrag in den Besitz der Familie v. Sprecher über. Heutzutage, da solche Gelegenheiten natürlich nicht mehr kommen, würde kein Gemeindevorsteher ein solches Angebot schon von sich aus abweisen.

Über die Nutzungen der Gemeindewaldungen ist nicht viel zu sagen. Eine vollständige und rationelle Bewirtschaftung wird nur durch das Vorhandensein guter und genügender Waldwege ermöglicht. Und hierin steht es vielfach noch recht bedenklich. Vor allem ist der Holztransport aus den linksseitigen großen Waldungen äußerst mühsam und reduziert die Erträge auf ein Mindestmaß. In den Wäldern einiger Gemeinden geht unglaublich viel Astholz zugrunde, und wenn man an die vielen kalten Stadtstuben während der letzten Kriegswinter denkt, kann man einfach nicht verstehen, daß hier nichts getan werden konnte. Es ist selbstverständlich, daß alle Schanfigger Gemeinden auf die Waldwirtschaft als die einzige größere und regelmäßige Einnahmequelle angewiesen sind. Alle Gemeinden zusammen weisen — die recht ansehnlichen Privat- und Korporationenwaldungen inbegriffen — eine Waldfläche von 2278 ha auf. Auch der Schanfigger Wald ist in den letzten Jahren übernutzt worden, und eine Erholungspause ist ihm zu gönnen. Dringend zu wünschen ist eine möglichst hohe Beitragsleistung von Bund und Kanton für den vermehrten Bau von Waldwegen, um alle Waldpartien einer gleichmäßigen Nutzung zuführen zu können.

XII.

Das Wort Schillers: «Die Axt im Haus erspart den Zimmermann», hat für den Schanfigger Bauern auch heute noch recht große Bedeutung, wenn auch die Selbsthilfe in allen handwerklichen Belangen nicht mehr in so ausgeprägtem Maße zur Geltung kommt, wie es im letzten Jahr-

hundert noch der Fall war. Damals waren es vor allem die Peister, die in ihrem kleinen Dorfkreise eine ganze Reihe eigentlicher Meister in verschiedenen Berufen aufwiesen. Da waren zwei Büchsenschmiede, ein «Fabrikant» von Dresch- und Kornputzmaschinen, ein Wagner, Rechenmacher, Färber, Schädler (Küfer), Schellenmacher, Maurer, Schuster, Schneider, ein Säumer, ein Holzschnitzer und Musikant und verschiedene Zimmerleute, die alle ihr Handwerk aufs beste verstanden.



Eingeschnittene Jahreszahl und Initialen an einer Stalltür. Nach Zeichnung
(Alte Bündner Bauweise und Volkskunst II, Fig. 114)

In Langwies war die Herstellung von Küferwaren in recht vielen Häusern zu einer bescheidenen Form von Heimindustrie geworden. In den anderen Dörfern war das handwerkliche Leben nicht in so ausgeprägtem Maße entwickelt, wenn man sich auch in der Holzbearbeitung in allen Gemeinden durchwegs gut auskannte.

Es ist übrigens verwunderlich, mit wieviel Liebe und Geschick die meisten Gebrauchsgegenstände mit Schnitzereien verziert wurden. Hinter der eher verschlossenen und zurückhaltenden Wesensart der Schanfigger Handwerker war ein so ausgeprägtes Dekorationsbedürfnis gar nicht zu erwarten. Wenn auch an diesem oder jenem Gegenstand etwas zuviel getan wurde, so verraten die meisten Arbeiten doch ein erstaunlich sicheres, ja künstlerisches Empfinden für formentsprechende Motive. Geben wir hier zu Abbildung S. 72 F. Zai das Wort. Er

schreibt: «Ein Steinfäss, ebenfalls artig ornamentiert. Die ‚Trätschen‘ bildeten und bilden heute noch ein äußerst wichtiges Requisit des Bergbauern. Es sind dies aus ungegerbten Häuten geflochtene Seile, die bei der Holz-, vor allem aber auch bei der Heufuhr und zum Heutragen verwendet werden. Die Spulen sind eine einfache, jedoch sinngemäße und praktische Vorrichtung zum Anziehen und Binden des Seiles. Daß auch dieses an sich recht prosaische Werkstück liebevoll bedacht wurde, zeugt für die Freude am Handwerk und an einer einfachen Kunst. Die Formen der Spulen zeigen alle möglichen Variationen, und besonders geschickt und mit verblüffender Sicherheit ist die Ornamentik jeweils den Formen angepaßt. Die Spule links im Bilde trägt die Jahreszahl 1699, und die Motive der schmückenden Schnitzereien dürften jener Zeit entsprungen sein, das Fischschuppen-Ornament ist zierlich in Variationen angebracht. Die mittlere Spule, die nun bald das patriarchalische Alter eines halben Jahrtausends besitzt (1567) zeigt ein einfaches Strich- und Punktornament.» Möchte doch etwas von dieser alten und ursprünglichen Bauernkunst in unserer Zeit der kühlen Sachlichkeit zu neuem Leben erwachen und zum Ausdruck einer inneren Zufriedenheit werden, die auch die beruflichen Alltagsgegenstände mit Sorgfalt betrachten und behandeln läßt.

Handel und Gewerbe haben im Schanfigg, was ihre zahlenmäßige Vertretung anbetrifft, nie eine bedeutende Rolle gespielt. Am frühesten — in den achtziger Jahren — hat sich das Bäckergewerbe im Tal zur Geltung gebracht, wobei sich die Inhaber in der ersten Zeit vorwiegend auf den Verkauf von Weißbackwaren (Eierzöpfe, Schildbrot usw.) verlegten. Das Brot, Birnbrot, Pitta und dergleichen, wurde in jedem Bauernhause selbst gebacken, während sich heutzutage in dieser Beziehung lange nicht alle Familien mehr als Selbstversorger ausweisen können. Familien, die wenig Korn pflanzen, sind nun eben auch auf den Bäcker angewiesen, der mit seinem Fuhrwerk die Dörfer aufsucht. In jedem Dorfe gab es früher mindestens einen Dorfmetzger, der die Hausschlachtungen besorgte, ohne den Beruf in einer Lehre gelernt zu haben. Aber sie verstanden ihr Handwerk, und ihre Wurstwaren hätten einen Vergleich mit der heutigen Fabrikation nicht zu scheuen gebraucht.

Erwähnenswert ist ferner die Tatsache, daß früher in verschiedenen Häusern im Vorder- und Mittelschanfigg ein Brennhafen in Betrieb war. Obst, Enzianwurzeln, Wacholderbeeren und Gürgetsch (Vogelbeere) wurden zu einem recht starken Schnaps gebrannt. Der «Jenzer» (Enzian) wurde als Medizin gegen Magen- und Darmerkrankungen

hoch in Ehren gehalten. Lüener Frauen ließen es sich nach dem Berget nicht nehmen, in die Urdenalp hinaufzusteigen, um Jenzerwurzeln zu graben und diese dann in Säcken in das Dorf heimzutragen.

XIII.

Das protestantische Schanfigg mit den zwei starken katholischen Kirchgemeinden in Maladers und Arosa besitzt heute vier evangelische Pfarrsitze: Castiel, St. Peter, Langwies und Arosa. Die Betreuung aller Dorf- und Nachbarschaften mag wohl schon in vorreformatorischer Zeit mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein. Während sich die Kirchgemeinde Langwies 1475 von der Hauptkirche zu St. Peter (der ältesten im Tale) löste und nur noch mit Arosa verbunden blieb, machten sich 1488 auch die Tschiertschener und Pradener selbständig. Für sie bedeutete es die Trennung von der Kirche zu Castiel. Das Licht des neuen Glaubens ist 1529 durch den aus dem Unterengadin über Davos nach Langwies gekommenen Philipp Galicius zuerst im inneren Tal entzündet worden. In St. Peter soll Jakob Spreiter aus dem Montafun die erste Predigt über den neuen und umstrittenen Glauben gehalten haben, allerdings erst, nachdem es einigen besonnenen Männern gelungen sei, die aufgebrachte Bevölkerung zur Ruhe zu bringen. Wie eindringlich muß er gesprochen haben, wenn sich die große Menschenmenge alsbald ihrer Grobheit schämte und sich für die neue Lehre gewinnen ließ! Von Langwies und St. Peter aus strahlte das Glaubensfeuer bald auch in die übrigen Gemeinden; nur Maladers — von den Domherren in Chur betreut — blieb bis in die dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts katholisch. Die Reformation hatte wohl einen neuen Glauben, aber nicht eine Vereinfachung der kirchlichen Betreuung gebracht, und Campell bemerkt in seiner «Topographie», daß im Schanfigg nur ein Pfarrer gehalten werde, welcher an vier weit auseinanderliegenden Orten predigen müsse und ein so spärliches Einkommen habe, daß es kaum zur Fristung seines Lebens hinreiche. Nun, weitläufig und zur Winterszeit recht eigentlich streng ist der Dienst eines Schanfigger Pfarrherrn auch heute noch. Der Weg von Castiel nach Maladers und nach Lüen hinunter ist weit, und von St. Peter nach Molinis und Peist hinein ist es auch kein Spaziergang. So ist es verständlich und ehrt beide Teile, wenn in den Gemeinden bei Festlichkeiten, Ernten oder

beim «Ratsamen» eigener landwirtschaftlicher Produkte auch an den *Heer* gedacht und damit die große Achtung, die die Schanfigger Bevölkerung ihrem Geistlichen jederzeit und gerne bezeugt, auch durch die Tat bestätigt wird. Sein Wort gilt viel, und er darf an seine Gemeinde auch ein mahnendes oder strenges Wort richten. Sogar in baulicher Beziehung hat es in dieser oder jener Gemeinde etwas gebessert, seitdem ein Pfarrer von der Kanzel herab an die Schanfigger den Vorwurf richtete, ihre Häuser durch den Anbau eines Schneinstalles zu verunstalten. Heute stehen andere Probleme zur Diskussion, und wenn die Pfarrherren ihnen die gebührende Beachtung schenken, werden sie in ihren kleinen Talgemeinden nicht ohne Vollbeschäftigung sein.

Außer Arosa weisen alle Gemeinden Halbjahresschulen auf, wie es ja durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingt ist. Auf sie nehmen Schulbeginn und -schluß recht weitgehend Rücksicht, während man in der letzten Zeit durch Teilung der Schulen und die Schaffung neuer Lehrstellen ein stärkeres Interesse an der Schulung und Erziehung der Jugend bekundet. Leider sind für die meisten Schulhäuser die baulichen und hygienischen Verhältnisse recht unbefriedigend, und in der Beschaffung der so notwendigen Turnplätze und Turnräume steckt man noch ganz in den Anfängen. So rasch wie in Arosa hat sich das Schulwesen natürlich in keiner anderen Schanfigger Gemeinde entwickelt. Überall aber ist es mit der Schule doch anders bestellt als noch in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Lassen wir, um ein getreues Bild der damaligen Verhältnisse zu erhalten, einen Pagiger erzählen, den vor einigen Jahren verstorbenen Hansi Michael. Er schilderte sie mir wie folgt:

«Wa-i afä sibäjährigä gsin bin, han-i d Schuol törfä und han an grousägi Freud ghan, wewär au keis hübs Schuolhous ghan heind. D Schuol ischt dua ufäm Schloß gsin, äs hed zwar nun äso gheißä, gsin is än alti, leidi Hudärhüttä. Äs sind zwei Schtubä näbad anandärä gsin. Di eint ischt hübsch gatäflät gsin, abär in derä, wa wiar Schuol ghan heind, sind nun di rauhä Wänd gsin. Zeinig Möbäl ischt ä Schgaffä gsin mit ärä Hennächebiä as Undärteil. Wel där Houspatron dua kein passandärä Ort ghan het für d Hennä, het är schä zun ünsch in d Schuolschtubä gschtellt. Dia Hennä heind denn meh Schpektakäl gmacht as wiär, und di alt Badrutti het etlismal chon müassä mit am gfülltä Hennä-trog, gan schä gschweiggä.

Schpetär heindsch d Schuolä St. Peter und Page-ig zämmagschmolzä, und d Schuol ischt in-äs alts, leers Höüschi värleid chon. In däm chleinä

Schtüбли se-i wär gschtoßä voll Göf gsin. Wewär denn schre-ibä heind wella, heiwar mit dä Ellbögä nit Platz ghan und heind albig zämmagschtoßä. Um däm abzhälfä, het där Schuolmeischtär — an altä, kropfatä Man — äs paar Maitjä ins Näbadhous, wa an Würtshaft gsin ischt, gschickt und dert hättansch denn söllä egschträ hübsch schre-ibä. Das hetti ünsch au gäpassät, abär där Schuolmeischtär het schetzi gsinnät, wiär wärdend darnah gnuog Glägäheit übarchon, ins Würtshous zgahn. Im sälba Wintär hei wär so Fortschritt gmacht in dä Leischtigä, daß wär am Examä nümmä dividierä heind chönnä und grousig schlächt bschtaendä heind.»

Tritt uns bei dieser Schilderung nicht die Gotthelfsche Berner Schule vor Augen, wie wir sie aus seinen meisterhaften Erzählungen kennen? Aber es ist auch Bauernvolk von schwerblütigem Schlage, es sind Menschen, die mit denselben Sorgen und Nöten des Alltags zu ringen haben, denen das Werk der Hände und die praktische Verrichtung den Sinn des Lebens verständlicher machen als die klügste Belehrung. So haben sich die Schulen im Tale von jeher an das gehalten, was Lebensverhältnisse und Brauchtum forderten, und selten hat ein plötzlicher pädagogischer Wind voreilig an einem Schanfigger Schulhausbalken gerüttelt. Das ist kein Unglück gewesen und hat vor manchem Mißgriff bewahrt. Wenn man heute da oder dort an die Einrichtung einer Sekundarschule für das Tal denkt, so entspringen solche Pläne dem vernünftigen Verlangen, der eigenen reiferen Jugend einen etwas tieferen Einblick in jene Lebensgebiete zu vermitteln, die ein gesundes, bodenständiges und doch aufgeschlossenes Bauerntum erhalten und sichern. Vielleicht darf die Lösung dieser so dringenden und schönen Aufgabe von den landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen erhofft werden, deren Wirken auch für das Schanfigg zum Segen werden könnte.

Auch im Leben einer arbeitsfreudigen und sparsam lebenden Bergbevölkerung muß es Tage und Anlässe der Ausspannung, froher gemeinsamer Festlichkeiten geben, Stunden übermütiger Fröhlichkeit, die dem strengen Maß wochenlanger harter Bergbauernarbeit gar nicht zu entsprechen scheinen und doch als Ausgleich wieder verständlich werden. So hat gewiß jede Schanfigger Schule von jeher ihre Festlichkeiten gehabt. Während die Bevölkerung im allgemeinen dem sogenannten «Spazierengehen» kein besonderes Verständnis entgegenbrachte, war in früheren Jahrzehnten das Zusammenkommen aller Schulen in einer für alle erreichbaren Gemeinde zu einem Kinderfest mit Spiel, Gesang und turnerischen Wettkämpfen ein wahres Volksfest, wobei

sogar ältere Väter vor allem an den Ringkämpfen sichtbares Miterleben zur Geltung brachten. Auch die Schulschlußstunden erhielten gewöhnlich recht feierliches Gepräge. Aufgeräumtheit in und außerhalb der Schulstube, wohlvorbereitete Examina vor Eltern, Schulräten und Schulfreunden, Gesang und Zuspruch, das alles atmete Würde, Wohlgefallen, und das Läuten der Kirchenglocken verkündete endlich den feierlich-frohen Abschluß eines Schulwinters, der viel Fleiß und wirkliche Anstrengung verlangt hatte. Heutzutage geht's viel prosaischer zu; aber die Glocken läuten in verschiedenen Gemeinden noch jeden Schultag zur Morgen- und zur Nachmittagsarbeit. Das ist aber schuleigene Sache, und die ältesten Schüler sind strenge Wächter über die richtige Durchführung. Weihnachten und Neujahr sind Feste, die die üblichen Verpflichtungen und das gemeinsame Erleben und Freuen bringen und die Schulmeister mit erheblicher Mehrarbeit, aber auch mit zahlreichen Einladungen zum «Marend» beglücken. In Peist haben sich die Knaben der oberen Klassen das Recht zum Ausläuten des alten und Einläuten des neuen Jahres erworben. Auch das sogenannte *Z Taglütä* morgens um vier Uhr am Neujahrstag ist ihre Aufgabe, der sie allerdings dann nur unter Anstrengung genügen können. Am Altjahrabend haben sie in allen Häusern die *Lütärrappä* eingesammelt, so daß die Bemühungen am ersten Jahrestag ja nicht ohne Entgelt bleiben. Auch steht eine *Luggmilch* (in den letzten Jahren ein Kaffee) in Aussicht, zu der man durch das Los mit einem Schulmädchen verbunden ist. Das ist der Höhepunkt eines Schulwinters. Das Mädchen bringt *Pitta und Birkbrot*, während der *Luggmilchbuab* eben den flüssigen Teil berappt. Auch darf er an Ostern von seiner *Maitja* ein schönes Osterei erwarten. In neuerer Zeit wird nun das Schuljahr mit einer Vorstellung theatralisch-gesanglicher und ausnahmsweise turnerischer Art geschlossen, wobei eine Schulreise über die Kantonsgrenzen hinaus das lockende Ziel bedeutet.

Aber auch das Leben, das für die Schanfigger Bevölkerung erst mit dem Schulaustritt so recht beginnt, kann nicht ohne Fest und Freuden sein, wie ja auch Krankheit, Leid und Sterben schwere Schatten schlagen müssen. Zuerst aber klingt das frohe Lied der Jugend. Sie bringt das helle Lachen an Singabenden, an Theaterproben und Vorführungen, den fröhlichen Gemeinschaftshengert, aber auch erste Liebe und verschwiegenen Hengert, dem die Dorfburschen als aufmerksame Gräber auf die Spur kommen und der in früherer Zeit mit einer Quartkanne Wein erkaufte werden mußte. Daß die Tochter anderntags die

leere Kanne dem Wirt zurückzubringen hatte, war ein Gesetz, dem sich kein Mädchen entziehen konnte.

Daß das Zusammengehörigkeitsgefühl ganz besonders im Jungvolk stark zur Geltung kam, finden wir selbstverständlich. In St. Peter fand sich in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Gesellschaft «Di Lediga» von St. Peter und Pagig im Hause der «Schluocht-Marie» zum Sonntagnachmittagshengert zusammen. Da ging es dann recht lebhaft zu; aber die alte Frau hatte sich auf den Steinofen hinter den Vorhang verzogen, und ihr Mann, der alte Luzi, wußte sich mit dem lauten Schnarz «Nussä» Ruhe zu verschaffen. Die Gesellschaft unterhielt sich immer aufs beste. Da wurden Lieder gesungen, es wurde gejodelt, mit einem Eschenblatt die Klarinette nachgeahmt und zu einem Tänzchen aufgespielt. Die beliebten Stubenspiele «Tällär trölä», «Öchsli stupfä», das «Schuasterschpiel», das «Fläschäsitzä», das «Tüfälsschpiel» und verschiedene andere sorgten für Unterhaltung. An schönen Frühlings-Sonntagnachmittagen kam die Gesellschaft im Freien zusammen und vergnügte sich mit «Ringschlagen» und «Kindverkaufen» oder mit dem «Palettaschlagen» und «Zielball». Waren die Burschen unter sich, so kam es begreiflicherweise zum Messen in alten Wettkampfübungen, wie dem Steinheben, dem Gewichttragen, dem Werfen und Stoßen von Hölzern oder Steinen, dem Häkeln, Schlagen und Ringen, und auch die samstäglichen Hengertfahrten wurden vielfach mit irgendeiner Laufübung — dem «Miggalauf» oder der «Hengertstafette» — verbunden.

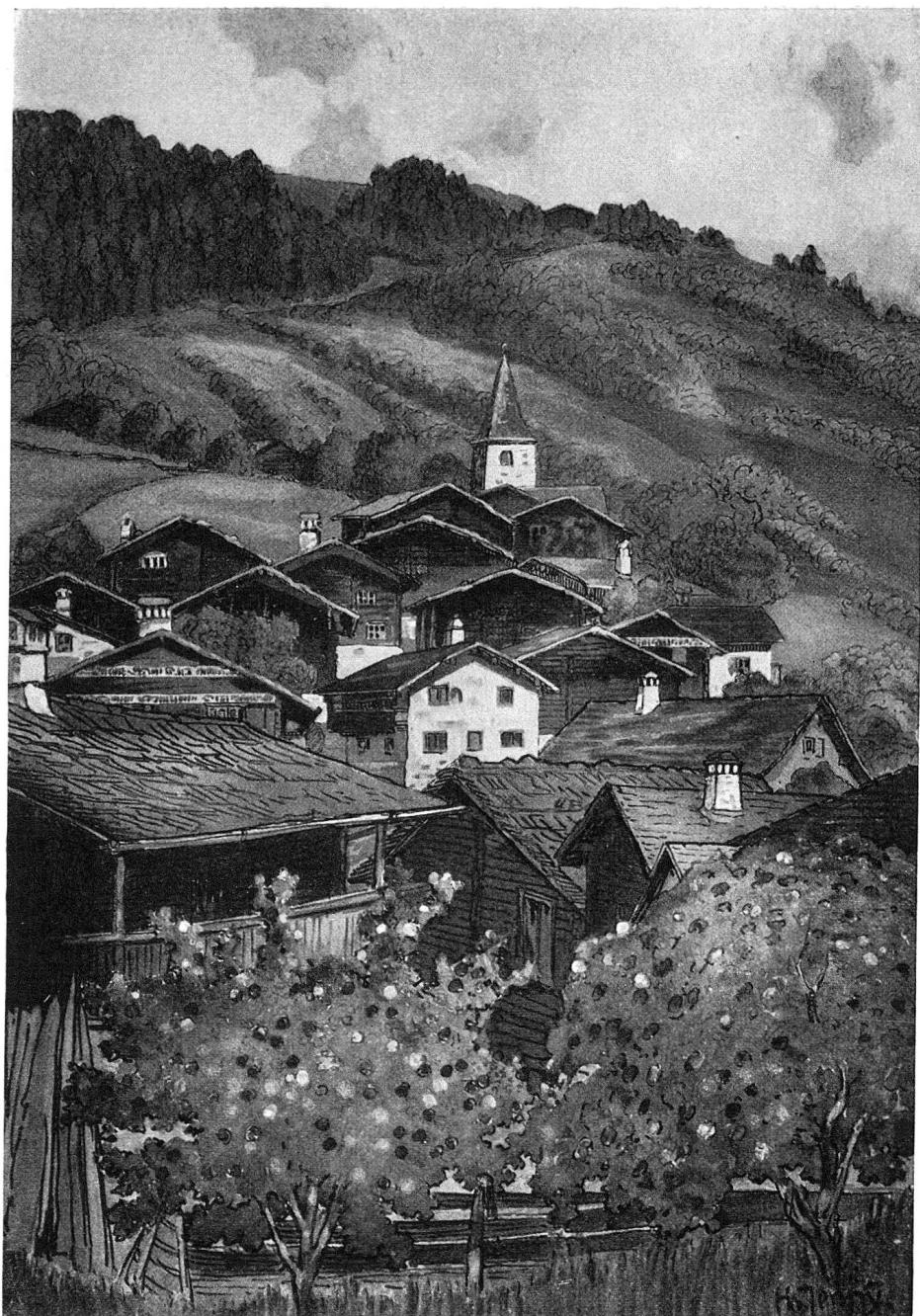
Das eigentliche Volksspiel war in früherer Zeit für Jungburschen und Männer in den meisten Gemeinden das «Horaschlagen» (Form von Hornussen), das im Frühling mit wahrer Leidenschaft gespielt wurde und an dem die ganze Dorfbevölkerung größtes Interesse bekundete. (Alle diese Spielformen sind im Buch von G. Mattli in einem Anhang beschrieben.) Heutzutage sind die meisten in Vergessenheit geraten. Einfachheit und Natürlichkeit, die in diesen Bewegungsformen zur gesunden Lebensäußerung kamen, gingen mehr und mehr verloren; man schien sich der freien Gefühlsäußerung im Spiel zu schämen. So geht es heutzutage äußerst schwer, Burschen und Mädchen zu Spiel und Turnen zu bringen, während der Tanz nicht im geringsten an Zugkraft verloren hat.

Verlobungsanzeigen durch Karten und große Schenkereien waren früher unbekannt. Eine Woche vor der Hochzeit wurde das Paar von der Kanzel herab verkündet und die Braut am Nachmittag von den ledigen Mädchen in der Gemeinde mit einem «Abschiedsbesuche» be-

ehrt. An der Hochzeit mußte selbstverständlich die ganze Verwandtschaft teilnehmen, auch wenn man nachher die nicht unbeträchtlichen Aufwendungen in weniger fröhliche Erinnerung nehmen mußte. Ein Brautpaar läßt es sich gelegentlich auch heute noch nicht nehmen, an diesem Feste Schicksal zu spielen und die ledigen Hochzeitsgäste zu Paaren zusammenzubringen. Das ist das *Tschäpplä*, das gewiß recht manchen Ehebund im Schanfigg schließen half. Ein urchiger Tanz, der gewöhnlich fast der ganzen Dorfbevölkerung zu einer willkommenen Lustbarkeit verhalf, durfte an keiner rechten Hochzeit fehlen. Über diesen, unter der allgemeinen Anteilnahme der Gemeinde geschlossenen Ehen scheint übrigens ein guter Stern gewacht zu haben und noch zu wachen; denn ganz selten hört man etwas von einer unglücklichen Ehe, und an eine Scheidung kann man sich in den kleinen Gemeinden wohl kaum erinnern.

Auch die Kindstaufe mußte früher unter recht erheblichem Aufwand gehalten werden, während dieser Anlaß heutzutage im engeren Kreise zur Geltung kommt.

Das ganze und recht vielfältige Brauchtum, das im Schanfigg im Leben und Sterben zur Geltung kam und teilweise noch heute Wirklichkeit ist, hat G. Mattli-Trepp in seinem Heimatbuch «Das Schanfigg» sehr anschaulich geschildert. So soll hier lediglich ein Wort noch der Schanfigger Bsatzig gelten, dem Anlasse, der für einen bodenständigen Talbewohner den Inbegriff von Frohmut und Geselligkeit bedeutet. Da bringt der erste Maiensonntag den erwartungsvollen Gang auf den Bsatzigsplatz in St. Peter, man lauscht der Bsatzigspredigt und der Landammannrede, die Stimmberichtigen nehmen teil am Wahlgeschäft, dem gelegentlich aber auch ein urchiger Schanfigger entläuft, um sich hinter die nahrhafte *Hafäsuppa* zu machen. Am Nachmittag steigt alles zum Tanzboden hinauf. Auf zwei Tanzbrüggen (St. Peter auswärts und taleinwärts die Peister) blasen Ländlermusiken links und rechts für das Jungvolk und alles, was sich noch rühren mag. Da darf aber auch der *Bsatzigpüntel mit Tschunggen und Pitta* nicht fehlen, für *äs Truchi* läßt auch das spärigste Bäuerlein nun einmal die Rappen springen und nimmt gerne etwelche Unsicherheit auf dem Heimweg in Kauf. Da werden alte und treue Freundschaften erneuert, neue und unverbrüchliche geschlossen. Sorgen und Nöten sind in Acht und Bann, das ganze, sonst so ernsthafte Völklein ist einem herzlichen Frohsinn hingeggeben. Chor und Musik aus Arosa und neuerdings der Talverein Schanfigg lassen ihre Weisen erschallen und erfreuen damit die Fest-



Lüen (Schanfigg). Ein noch einheitlich wirkendes Holzhausdörfchen. Nach Aquarell
(Alte Bündner Bauweise und Volkskunst II, Fig. 110)

gemeinde. Und am Abend geht es in Castiel, St. Peter, Peist und Langwies mit dem «Rundum» weiter, bis in den frühen Morgen hinein. Am Bsatzigmontag darf ein richtiger Schanfigger auch heute noch nicht Werktag machen. Vielmehr findet man sich aus den näheren Gemeinden im Laufe des Vormittags neuerdings auf dem Boden in St. Peter ein, um erst recht einen vergnüglichen Tag zu verleben, und die Fröhlichkeit darf durch die ganze Nacht bis zum Dienstagmorgen anhalten. Und sie tut das auch. Die Langwieser allerdings haben sich für den Montag dispensieren lassen; denn für sie geht der «Tanz» vierzehn Tage später mit der eigenen Bsatzig (Gemeindebehörde) so richtig los und hält auch bis Dienstagmorgen aus. Den alten Schanfiggern will es zwar scheinen, als ob der Montag nicht mehr so viel Volk zusammenbringe, wie es früher der Fall war, und etwas von der alten Urchigkeit verloren habe. Sie aber tun, was ihnen möglich ist, um der Bsatzig den traditionellen Charakter zu erhalten, wenn auch keiner bedauert, daß die wackeren Schlägereien von ehedem unterbleiben. Die Rationierung während der Kriegsjahre hat bei der einheimischen Bevölkerung die Bsatzigsverpflegung nicht erheblich beeinträchtigt, dafür mancher Familie die vorübergehende Freundschaft auswärtiger Bsatzigsbesucher eingetragen. So ist die Bsatzig für die bodenständigen Schanfigger wirklich der so freudig erwartete Anlaß, mit den Verwandten und Bekannten aus den Talgemeinden zusammenzukommen, Kunde zu geben und zu erfahren von dem, was sich in den vergangenen zwei Jahren ereignete. Sie ist die sprechende Äußerung des starken Gefühls der Verbundenheit, das die Bevölkerung erfüllt.

In anderen Dingen hat das Gemeinschaftsgefühl leider deutliche Einbußen erlitten. So wird der Ruf zum *Gmeiwärch* nicht mehr immer und überall befolgt, und die Bußen für Nichtantreten, Taglohnzahlungen für Arbeitsleistungen mußten in einzelnen Gemeinden beträchtlich erhöht werden. Eigeninteresse und Materialismus haben ihre Brandfackel auch in dieses Tal geworfen und manchen schönen Zug selbstloser Dienstleistung verwischt. Auch der immer härter gewordene Existenzkampf hat manches Herz verbittert und für das gemeinsame Anliegen taub gemacht.

So kommt man durchwegs weniger oft zu Abendhengerten zusammen, und nur die Älteren wissen noch etwas zu erzählen von den zahllosen Geschichten und Sagen, die früher einer ganzen Gesellschaft das Gruseln beibrachten. Wir freuen uns deshalb, zu wissen, daß Arnold Büchli mit wahrem Bienenfleiß in diesem Tale gesammelt hat, was noch

da oder dort in der Erinnerung lebendig geblieben ist. Hexen- und Jägergeschichten, Sagen von Alpen und Burgen, von Tobelgeistern und Goldgräbern, vom Schlangenbanner, vom überlisteten Teufel, vom Nacht- und vom Totenvolk, vom büßenden Ritter und vom geisternden Frevler sind die häufigsten Motive der Erzähler; aber nicht alle Hörer denken heute daran, daß diese und jene Hexengeschichte auf ganz bestimmte Auffassungen und Vorstellungen der Menschen früherer Jahrhunderte zurückgeht und in der Tatsache der Hexenverfolgungen im Schanfigg zum Zeugnis menschlicher Verirrung geworden ist.

XIV.

Das arbeitsfreudige und in einfachen Verhältnissen lebende Bauernvolk hat manchen traditionellen Wesenszug behalten, aber auch diesen und jenen Brauch dem «neuen» Zeitgeist geopfert; die Kniehose und der Zylinder, das Florkäppli, die schwere, dunkle Tracht haben sich nicht zu behaupten vermocht, und manche Einrichtung in Haus und Stall erspart heute Mühen und Plage. Das elektrische Licht erhellt Stuben und Kammern in allen Gemeinden, wenns schon «Chaschpersch Marie» in ehrlicher Täubi bekannte, daß sie *dia verfluacht Trüllari nid lydä mögi*. Telephon und Telegraph werden auch im Schanfigg in Anspruch genommen, wenn's nötig ist, und das Radio bringt in manche Bauernstube schnellste Kunde von der Unruhe in der Welt.

Die harten Strafbestimmungen im alten Schanfigger Landbuch, die vor weniger als 150 Jahren den Schafdieb Klas Bonadurer auf den Galgenbühl (zwischen Castiel und St. Peter) zur Enthauptung brachten, sind nicht mehr in Kraft; die Urteile sind milder und die Bestrafungen wegen Schlägereien viel seltener geworden. Aber in welchem Bauernhause können heutzutage alle Familienglieder aus eigenem Leder beschuht und eigenem Wollstoff bekleidet werden? Schneiderin und Schuster sind nicht mehr auf der Stör, um nach einem einzigen Modell zu meistern. Die Einheitsfrisur genügt längst nicht mehr allen Ansprüchen, und für Fr. 40.— Lohn und ein Paar Schuhe arbeitet heute keine Magd ein Jahr lang; für 20 Rappen Taglohn wird nicht mehr vom Morgengrauen bis zur Dämmerung gesponnen, und für Fr. 340.— muß kein Lehrer einen Winter lang Schule halten.

Die hygienischen Verhältnisse sind gewiß besser, die Ernährungsweise vielseitiger und bekömmlicher geworden, die Verbindung mit der

Stadt ist leichter und kürzer; anderseits sind der Verbrauch und die Begehrlichkeit größer geworden. Im ganzen aber ist es ein Völklein geblieben, das an der Scholle hängt, sie mit Fleiß und Erfolg bebaut, die Wesensart einfachen, zufriedenen Bauerntums noch aufweist und für Leben und Arbeit um den Gottessegen bittet.

Es soll hier noch mit Freuden darauf hingewiesen werden, daß man sich im Tal um ein Heimatmuseum bemüht. Das alte Eggahaus in Inner-Arosa ist dazu wie geschaffen, und vieles von dem alten Schanfigger Haustrat, von alten Gebrauchs- und Ausstattungsgegenständen sind von Fräulein B. Janett und Jakob Donau gesammelt und damit vor dem Verlorengehen bewahrt worden. Die Vereinigung für Naturschutz und Heimatkunde in Arosa will diese Aufgabe verwirklichen. Es ist zu hoffen, daß sich die noch fehlenden Mittel finden lassen, um dieses Werk zum vollen und baldigen Abschluß zu bringen. Es wird dem Besucher einen unerwartet reichen Einblick in die Lebens- und Arbeitsverhältnisse im alten Schanfigg bieten und damit Beweis für die für uns feststehende Tatsache sein, daß manches wohl alt und einfach, aber praktisch und mit Liebe gearbeitet sein kann. Und wenn wir dann etwas bescheidener von unserer so fortschrittlichen Zeit mit ihrer im Grunde so furchtbaren Problematik denken, schadet es auch nichts.

Dem Verkehrsverein Arosa bin ich für die Überlassung einiger Kli-
schees zu Dank verpflichtet.

